

Mittelamerika  
Kuba, Belize, Guatemala, Mexiko  
Reisetagebuch



---

28. Juli – 25. August 2005

## Berlin. Juli 2005.

Irgendwo im Osten Berlins, ein trüber, grauer Vormittag. In wenigen Minuten beginnt mein Arbeitstag. Die Tram, Haltestelle Schönfließer Straße. Ich bin der einzige, der aussteigt. Kenne die Gegend nicht. Ich gehe die Bornholmer Allee entlang, die menschenleer ist um diese Zeit. Irgendwo hier stand früher die Mauer. Zwei Straßen weiter an der Ecke ein mongolisches Restaurant. Geh nach links in eine Seitenstraße, sagt mir mein Stadtplan, Gotlandstraße. Linkerhand graue Plattenbauten in der Berliner Traufhöhe, rechts ein hässlicher Containerflachbau, ein Plus-Markt. Nach ein paar hundert Metern wird die Bebauung offener, es wird grüner. Vor mir liegt ein großes, eingezäuntes Areal, auf dem ein zweistöckiger Flachbau steht. Die kubanische Botschaft, ich bin am Ziel. Ich gehe den Zaun entlang, suche die Tür, die sich, als ich klinge, automatisch öffnet. Ein Kiesweg weist mir den Weg durch den Garten. Hinter einer Glastür ein gepflegter, steriler Raum mit Blumenkübeln, das Wartezimmer einer Barmer Ersatzkassenfiliale. An einem schmucklosen Resopaltisch sitzt ein deutsch-kubanisches Ehepaar mit einem kubanischen Freund, der Mann in Motorradkluft, seine kubanische Frau in einer unförmigen, schwarzen Lederhose. Vom Schreibtisch, der fast leer ist, begrüßt mich ein freundlicher älterer Herr, ein Deutscher, der perfekt spanisch spricht. Wird man unsere fingierte Hotelangabe akzeptieren? Was wird passieren, weil wir kein Rückflugticket von Kuba haben? Aber niemanden interessiert das. Ich bekomme unsere Touristenkarten anstandslos ausgehändigt, und nach einer Viertelstunde stehe ich wieder auf der Straße.

Das ist also der Beginn unserer diesjährigen Reise, die F. und mich von Kuba über Belize und Guatemala nach Mexiko führen wird. Warum gerade diese Strecke? Kuba hatten J. und ich vor ein paar Jahren schon einmal in Betracht gezogen. Wir wollten das Land noch einmal unter der Herrschaft Fidel Castros sehen, denn dass dessen Zeit langsam abläuft, musste schon damals jedem klar sein. Am Ende aber war uns Kuba zu teuer gewesen, auch die Dollarwirtschaft, von der viel zu lesen war, hatte uns abgeschreckt. Obendrein hatten wir das Gefühl, dass Kuba

für 4 Wochen Urlaub ein bisschen wenig sein könnte. Deswegen stand diesmal auch von vornherein fest, dass die Reise sich nicht auf Kuba beschränken würde. Was noch hinzukommen sollte, das würde sich letztlich aus den Buchungsmöglichkeiten ergeben.

Schließlich war es Mexico City, das uns als Kombiflug zu Havanna offeriert wurde, und das

war ein Ziel, das uns beide reizte. Immerhin hatte ich schon 1997 während meiner USA-Reise mit W. kurz einen Fuß auf mexikanischen Boden gesetzt. Das kalifornische San Diego und die mexikanische Grenzstadt Tijuana sind durch eine Art kleiner Grenzverkehr miteinander verbunden. Eine Vorortbahn verkehrt ohne Passkontrollen zwischen den beiden Städten, und ich habe es mir damals, obwohl W. dafür wenig Verständnis hatte, nicht nehmen lassen, einen Nachmittag in Tijuana zu verbringen. Schließlich ist die Stadt ein Mythos, in vielen amerikanischen Filmen ist sie der Inbegriff Mexikos. Ich bin über die Straßen und durch die Bars und Geschäfte flaniert, das war eine ganz andere, ärmere und rauere, aber irgendwie



Auf nach Kuba!

auch buntere, authentischere Welt, als ich sie in den USA gesehen hatte. Diese hektische, ganz auf amerikanische Tagesbesucher, auf schnelle Geschäfte eingestellte Kleinstadt hatte mir einen ersten, flüchtigen Eindruck von Mexiko vermittelt. Jetzt, 8 Jahre später, reizte es mich, diesen Eindruck zu vertiefen.

Kuba und Mexiko waren also die beiden Fixpunkte der Reise, und jetzt ging es nur noch darum, die geografische Linie zwischen Havanna und Mexiko City mit einem konkreten Reiseprogramm zu füllen. Yukatán, das nur ein schmaler Wasserstreifen von Kuba trennt, verstand sich als erste Station nach der karibischen Insel von selbst. Aber wie dort hinkommen? Die in Deutschland ermittelten Flugpreise für die kurze Strecke waren astronomisch hoch. Gab es eine Schiffsverbindung?

An den berühmten Stränden Yukatáns wollten wir uns nicht lange aufhalten. Was davon zu lesen war, klang nach Badewanne der Amerikaner, nach schnell hochgezogener Tourismusindustrie, nach Nepp und hohen Preisen. Nach einem kurzen Zwischenstopp wollten wir gleich entlang der Küste in Richtung Süden weiterfahren, weil wir unbedingt Belize einbeziehen wollten, diesen seltsamen Ex-Sklaven-Staat, der sich ganz außerhalb des spanischen Kulturkreises bewegt, in dem wir uns während dieser Reise sonst ausschließlich aufhalten würden. Die alten Mayastädte, die in Yukatán und Belize auf dem Weg lagen, wollten wir mit Ausnahme von Tulum beiseite lassen. Von Belize City sollte es dann landeinwärts Richtung Westen gehen, für einen kurzen Zwischenstopp in Guatemala. Dort stand mit dem legendären *Tikal* die wichtigste Kultstätte der Mayas auf dem Programm. Was wir aber nicht wussten: Wie von dort weiterkommen? Gab es einen direkten Weg durch den Regenwald von Petén nach Palenque, von wo aus wir in Mexiko würden weiterfahren können? In den Karten fanden wir nichts, und die Reiseführer ließen es zwar vermuten, waren jedoch nicht eindeutig in ihren Aussagen. Wenn es diesen Weg aber nicht gab, hätten wir besser via Guatemala City einen Besuch des westlich der Hauptstadt gelegenen Atitlan-Sees einplanen sollen, den wir zugunsten Mexikos gestrichen hatten. Ein paar Unwägbarkeiten also, zu denen noch die Unsicherheit über die Zustände in Kuba kamen. Aber an diesem grauen Vormittag im Juli, als ich die kubanische Botschaft aufsuchte, klappte alles wie am Schnürchen.

## KUBA.

### Donnerstag, 28. Juli / Berlin-Havanna.

Abflug in Berlin-Tegel gegen 12 Uhr mittags. Wir fliegen mit *Iberia*, der spanischen Fluggesellschaft, mit Zwischenlandung in Madrid. In knapp zwei Monaten, wenn wir mit unserem Fußballwetttrio zu unserer alljährlichen Städtereise starten, werde ich diese Strecke noch einmal zurücklegen.

Blick auf eine karge Landschaft. Das erdige Gelbraun Spaniens, ein Bild, das ich seit meiner Spanienreise von 1973 nie vergessen habe.

*Aeropuerto de Madrid Barajas*. Kurze, hektische Wartezeit, ein Bus bringt uns eine weite Strecke von einem Terminal zum anderen.

Im Flieger wenig „typische“ Touristen. Stattdessen Familien, die spanisch-kubanischer Herkunft sein könnten. Ein mächtiger junger Hüner, mindestens 2 Meter groß, setzt sich neben mich. Aber die freundliche Schalterbeamtin in Berlin hat uns trotz Vorreservierung neue Sitze



Frühstück in der Villa Alicia.

hinter den Notausgängen zugeschanzt, wo wir volle Beinfreiheit haben. Kein Problem also. Der Mann gehört zu einer Gruppe spanischer Studentinnen und Studenten, die sich auf dem freien Platz vor unseren Sitzen gern zum Palavern versammeln. Es sind offene Typen, die man gut erträgt. Überhaupt ist der Flug sehr angenehm. Tagsüber zu fliegen, ohne das Schweiß treibende, nicht enden wollende Übernachtungen in engen Sitzen, ist eine echte Alternative.

Gegen 2 Uhr mitteleuropäischer Zeit kommen wir in Havanna an. An der Gepäckausgabe sehe ich, dass die meisten Passagiere ihre Koffer eingeschweißt haben. Wir stellen die Uhr 6 Stunden zurück, in Kuba ist es jetzt 20 Uhr.

Beklemmendes Gefühl vor der Grenzkontrolle, es riecht nach DDR. Wir haben keine echte Hotelbuchung, haben nur vorsichtshalber, weil man das angeblich nachweisen muss, ein beliebiges Hotel in die Touristenkarte eingetragen. Marta, unsere Gastgeberin, wollten wir nicht angeben, weil wir befürchteten, sie damit zu gefährden. Private Vermieter seien, hatten wir gehört, bei den kubanischen Behörden nicht gerade beliebt.

Außerdem fehlt uns das laut Reiseführer geforderte Rückticket von Kuba. Auf F's Touristenkarte wurde dann versehentlich auch noch *male* angekreuzt. Welch seltsame Ängste solche Grenzen hervorrufen! Aber unsere Beklemmung wird offensichtlich von vielen geteilt, man spürt die angespannte Stimmung in der Wartehalle. Vor den hermetisch abgeschotteten Schalterhäuschen stehen lange Schlangen, bei einigen Passagieren gibt es endlose Abfertigungszeiten, ein paar werden zurückgewiesen.

Aber alle Aufregung ist umsonst, die freundliche Beamtin fertigt uns zügig und ohne weitere Nachfragen ab. An einem Wechselschalter rüsten wir uns mit der neuen kubanischen Zweitwährung aus, die für uns die Erstwährung sein wird. Erst in diesem Jahr hat die Regierung den bisher üblichen US-Dollar als Zweitwährung verboten und stattdessen den *Peso convertible* eingeführt. 1 *Konvertible*, wie die Währung hier nur genannt wird, entspricht in etwa dem

Wert von 1 Dollar. Natürlich gibt es auch normale kubanische Pesos, aber damit werden wir nicht viel anfangen können. Der Umtauschkurs zu den Konvertibles ist 1:25, das heißt 100 kubanische Pesos sind gerade mal 4 Konvertibles oder 4 Dollar wert. Wir nehmen uns trotzdem vor, ein paar einzutauschen.

Am Ausgang des Flughafens warten schon die üblichen Schlepper für die Taxen. Auch die sind hier staatlich. Billiger werden sie dadurch jedoch nicht. Der Fahrer will 20 *Konvertibles* für seine Dienste.

Unser großer Kombi fährt uns durch dunkle Straßen, kaum irgendwo eine Straßenlaterne. Die Häuser sind niedrig und wenig beleuchtet – ein Schattenreich, belebt von schemenhaften Gestalten, die am Straßenrand auf den Mauern sitzen. Nach einer Weile biegt das Taxi in eine deutlich bessere Gegend ein. Die Straßen werden von eleganten kleinen Villen mit gepflegten Vorgärten gesäumt. Unsere Unterkunft liegt, wie ich schon anhand der Adresse herausgefunden hatte, im Stadtteil *Playa Miramar* im Westen der Stadt.

Vor einer der Villen hält das Taxi an, wir sind am Ziel. *Villa Alicia* nennt sich unsere Unterkunft, ein zweistöckiger, gelblicher getünchter Flachbau. Wir gehen durch den Vorgarten ein paar Stufen hoch. F. betätigt den Türklopfer, aber erst als der freundliche Taxifahrer kräftig nachhilft, wird die Tür geöffnet. Die Unterkunft haben wir von Berlin aus organisiert. Eine entfernte Bekannte von F. hatte uns die Adresse einer Kubanerin vermittelt, die eine Zeit lang in der DDR gelebt hat und gut Deutsch spricht. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, sie per E-Mail zu erreichen – das kubanische Telefonnetz bricht immer wieder zusammen –, sagte sie uns schließlich zu und verband dies gleich mit der Bitte, ihr ein paar Farbpatronen für ihren Drucker und einen USB-Stick mitzubringen.

Die Hausherrin, mit vollständigem Namen *Marta Lourdes Bager Díaz-Romanách*, begrüßt uns mit Handschlag und führt uns ins Haus. Wir stellen unsere Koffer auf dem gefliesten Boden ab. Zwischen alten Stilmöbeln empfängt uns eine gediegene Welt gedämpfter Töne, die von dem sozialistischen Drittweltland, das wir erwartet haben, Meilen entfernt zu sein scheint. Die Anspannung der Ankunft legt sich schnell. Einen kleinen Dämpfer versetzt uns



Straßenzug in Havanna Vieja.

freilich unser Zimmer im Obergeschoss. Es hat ein allzu schmales Doppelbett und um das Bad zu benutzen, das wir immerhin ganz für uns haben, müssen wir die Treppe hinunter ins Erdgeschoss steigen, wo frühmorgens schon die Hausangestellten werkeln. 30 Konvertibles müssen wir für das Zimmer hinlegen. „Eigentlich 35, aber für euch nur 30“, sagt Marta lächelnd. Der jüngere

ihrer beiden Söhne hat das Zimmer für uns räumen müssen. Es ist noch voll mit seinen Sachen, und wir spüren bald, dass er über seinen Umzug alles andere als begeistert ist. Morgen früh werden wir sehen, dass im Garten hinterm Haus ein großer Bungalow mit zwei Wohnungen steht, die Marta ebenfalls vermietet. Aber sie sind leider belegt. Immerhin hat Marta unser Zimmer angenehm heruntergekühlt.

Erschöpft von der Fahrt, landen wir zum Essen in einem noblen *Paladar*, einem privaten Restaurant gleich in der benachbarten Villa. Das leckere kubanische *Bucanero*, ein würzi-

ges, etwas dunkles Bier, ist gerade das Richtige bei dem Durst, der sich inzwischen bei uns aufgebaut hat. Weniger aufregend sind die laschen Shrimps mit Pommes frites und einem Bohnenbrei mit Reis, die man uns serviert. 54 Konvertibles bezahlen wir für unser Abendessen, ein sündhaft hoher Preis für dieses arme Land. Aber offen gestanden ist uns das an unserem ersten Tag ziemlich egal.

### Freitag, 29. Juli / Havanna.

Erstes Aufwachen im neuen Land. Den Flug und die Aufregung des Ankommens haben wir mit einem langen Schlaf hinter uns gelassen. Allerdings haben uns die Mücken zersto- chen, weil wir leichtsinnigerweise bei offenem Fenster und ausgeschalteter Klimaanlage geschlafen haben. Wunderbares Frühstück in dem großen Garten, dessen Rasen so gepflegt aus- sieht, dass wir uns angesichts der brütenden Hitze fragen, ob er wirklich echt ist. Beschattet von Mango- und Guaveebäumen, sitzen wir auf weiß gestrichenen, gusseisernen Gartenmö- beln. Martas dunkelhäutiges Hausmädchen in weißer Schürze trägt das Frühstück auf. Für je 2 *Konvertibles* gibt es einen Früchteteller mit Ananas, Bananen, Guaven, Mangos, Papayas und Wassermelonen. Zum Rührei wird kaum genießbares, bröckelig hartes Weißbrot mit



Bar *El Gallo*. Der alte Mann verdeckt sein Gesicht, als ich die Bar fotografiere.

Butter und Schnitt- käse gereicht, dazu schenken wir uns aus einer großen Glaskaraffe dick- flüssigen, rosafar- benen Guavesaft ein. Der schwarze Kaffee ist stark wie ein Espresso und für mich nur mit viel Zucker genießbar. Man merkt, dass dies ein Land von Kaffeetrinkern ist.

Unsere Aufregung vor der Grenze war tatsächlich völlig umsonst. Auch unser Quartier hät- ten wir getrost an-

geben können. Als wir Marta erzählen, dass wir es verschwiegen haben, lächelt sie ihr über- legenes Lächeln. *Was diese Touristen sich immer für Gedanken machen*. Selbstverständlich hat sie eine staatliche Lizenz, um zu vermieten. Die kostet sie immerhin, erzählt sie, 365 kubanische Pesos im Monat an Lizenzgebühren. Ihr Gehalt, sie ist Dozentin für Mathematik und Informatik an der Universität von Havanna, beläuft sich auf 690 kubanische Pesos. Um vermieten zu dürfen, habe sie Inspektionen aller Art zu erdulden. So gebe es zum Beispiel einen Moskitoinspektor, der wache darüber, dass in den Blumentöpfen kein Wasser stehe ...

*Havanna Vieja*, die Altstadt, die inzwischen Weltkulturerbe der Unesco ist. Als wir aus dem Taxi steigen, hören wir von Weitem eine rhythmische Musik näher kommen. Ein Trupp mas- kierter Voodoo tänzer, die sich auf Stelzen bewegen, tänzelt durch die Gassen und sammelt Geld ein. Die Tänzer singen und musizieren mit Rasseln und einer Art Schalmei. Wir werden sie noch mehrfach sehen, immer dieselbe Route nehmend, bis sie schließlich in einem Hauseingang verschwinden.

Weil wir die Weiterfahrt und unseren Geldnachschub organisieren müssen, treibt es uns mehrfach durch die *Calle Obispo*, die „Straße der Bischöfe“, eine enge, belebte Fußgänger- straße, die das erste Ziel aller Touristen ist. Unser Traum, Mexiko per Schiff zu erreichen, zerschlägt sich schnell. Die Verkäuferin in dem vom *Lonely Planet* genannten Geschäft winkt

gleich kategorisch ab. Also fliegen. Den Flug nach Cancún buchen wir in einem kleinen Büro in einem Hotel, wo uns per Hand Zettel ausgeschrieben werden. Die Tickets bekämen wir am Flughafen. Der Flug ist mit 150 *Konvertibles* deutlich billiger, als ich in Deutschland recherchiert hatte, wo unter 250 Euro nichts zu bekommen war. Gut, dass wir gewartet haben. Allerdings müssen wir 2 Tage später fliegen als geplant, weil vorher alles ausgebucht ist. Wir beschließen, in Havanna und Trinidad jeweils einen Tag mehr zu verbringen.

Die schmalen Gassen der Altstadt sind voll von Musik. Aus allen Bars und Restaurants ertönen die kubanischen Rhythmen. Schon zur Mittagszeit spielen den Gästen Livebands auf. Angeregt von der überall präsenten Musik, kauft sich F. in einem Laden eine CD von einem berühmten Livekonzert, das 1999 auf dem *Malecón* stattfand. Zu Hause wollen wir uns intensiver in die kubanische Musik einhören, der Film von Wim Wenders über den *Buena Vista Social Club* hatte uns schon bei der Vorbereitung auf die Reise begeistert.

Auf den Balkonen mit ihren schmiedeeisernen Gittern sitzen alte Frauen und flicken ihre Wäsche. Dunkelhäutige Männer bieten verstohlen Zigarren an, die sie garantiert in der eigenen Küche zusammengedreht haben. In einer schönen alten Bar namens *El Gallo*, die zur Straße hin offen ist, spricht uns ein Mann an, der längere Zeit in Dresden gelebt hat. Auch er will uns am Ende Zigarren verkaufen – wenn nicht für uns, dann doch als Geschenk für unsere Freunde zu Hause. Vielleicht für die Schwiegermutter? Hier gebe es den besten *Mojito* der Stadt, ruft uns jemand lachend zu. Aber um diese Tageszeit verzichten wir lieber.



Auf dem *Paseo del Prado*.

Wir brauchen Geld, um den Flug zu bezahlen, und stellen uns in eine Schlange, die sich in einem Hausflur vor einer Bank angesammelt hat. Nach einer Weile fährt ein großer Geldtransporter vor. Alle Wartenden werden auf die Straße zurückgetrieben. Männer mit Maschinengewehren springen aus dem Auto, sichern die Straße mit hochgehaltenen Waffen und grimmigem Gesichtsausdruck nach rechts und links ab. Große Bündel mit Dollarscheinen werden entladen. Für die Abhebung per Kreditkarte berechnet uns die Bank 12 Prozent Gebühr. Zusammen mit den Gebühren, die zu Hause noch anfallen, kommen wir damit auf mehr als 20 Prozent Aufschlag. Bei den 300 Dollar, die wir abheben, macht das satte 60 Dollar an Gebühren aus.

Der *Paseo del Prado* mit seinem breiten, baumbestandenen Mittelteil, der von den Fahrspuren umschlossen wird, führt als Stadtachse vom Hauptbahnhof bis zum Meer. Er trennt *Ha-*

vanna Vieja vom Stadtteil Centro. Auf dem städtischen Boulevard flaniert man und zeigt man sich. Händler verkaufen ihr Kunsthandwerk, bis die allzeit präsente Polizei sie wieder verscheucht. Auf einer Mauer tanzt ein abgewracktes Mädchen für ein Publikum, das wohl nur sie selbst sieht. Kinder üben mit *Roller Blades*. Mädchen tragen über prallen kurzen Hosen und engen T-Shirts braune Haut zur Schau. Junge Männer tänzeln mit nacktem Oberkörper und schrillen Sonnenbrillen um sie herum, und auf den Bänken und Nischen aus Muschelkalk, die in die Seitenmauern zwischen bronzene Löwen eingelassen sind, ruhen sich die



Alte amerikanische Straßenkreuzer.

alten Leute aus und beobachten, gestützt auf ihre Spazierstöcke, amüsiert das Treiben vor ihnen. Wir setzen uns eine Weile dazu. Neben uns führt eine verhärmte Frau die Hand zum Mund, sie bettelt um ein paar Pesos für eine Mahlzeit. Eine alte Frau auf einer Bank hebt verstoßen ihren Rock und pisst auf den Asphalt. Eine Lache breitet sich unter ihr aus.

Der *Malecón*, die 1926 fertiggestellte, berühmte Uferstraße *La Habanas*, die hier, an der Mündung des Prado, beginnt und sich an der Stadt entlang schier endlos bis nach *Miramar* zieht, liegt in praller Sonne. Ein großes Plakatband zeigt den Stolz der Kubaner auf ihre Vorzeigepromenade.

*Malecón tradicional el portal de la Habana. Mas de un Siglo de istoria.* Auf dem schmalen, felsigen Strandabschnitt zwischen Straße und Meer tummeln sich vorwiegend Jugendliche.

Wir sehen einige zwielichtige Gestalten, so mancher schielt auf unsere Taschen. Ein junger Bursche wird von der Polizei abgeführt. Wir halten es in der Sonne nicht lange aus.

Überall in der Stadt uralte amerikanische Schlitten, wahre Methusalems der Straße: Chevrolets, Buicks, alte Fords, Pontiacs, viele in schönen kräftigen Farben gestrichen. Wir können uns nicht satt sehen an diesen alten Fahrzeugen, die seit den 50er Jahren, als die Amerikaner das Land verlassen haben, hundertfach repariert worden sein müssen. Viele werden als private Taxen benutzt.

Als wir eins dieser prachtvollen Autos bewundern, spricht uns ein abgerissener junger Mann an. Er erzählt uns, dass sein Vater bis vor kurzem in Deutschland gelebt habe. Worauf er hinaus will: Er habe ein Töchterchen namens Penelope, die Milch benötige, die es in Kuba jedoch nur rationiert gebe. Ob wir nicht ...? Wir lassen uns erweichen und landen in einer Art Intershop. Blitzschnell lässt er sich in dem Gedränge an der Theke drei große Tüten mit allen möglichen Sachen voll packen. Bevor wir noch bezahlt haben, will er, ohne noch ein Wort zu verlieren, mit den Sachen verschwinden. Die Rechnung, die uns präsentiert wird: 36 *Konvertibles*. Wir können gerade noch intervenieren, bezahlen schließlich aber doch eine Packung Trockenmilch, die immerhin noch 12 Konvertibles kostet. Vermutlich gibt es eine Menge



Kartoffelladen in Vedado.

Penelopes in Kuba ... Was ist aus dem Land geworden, das einmal berühmt war wegen seiner Gesundheitsvorsorge, gerade auch wegen der Milch, die es für arme Kinder bereithielt?

Abends noch mal in die Bar *El Gallo*, aber die Speisekarte gibt für uns nichts Rechtes her. An der Theke hängen jetzt mehr Leute herum. Um diese Zeit wird kräftig getrunken, meist wird der einheimische *Havanna Club* eingeschenkt, den es überall in der Stadt gibt. Cocktails, die teurer

sind, trinken wohl mehr die Touristen. Es ist dämmrig, eine eigenartige Stimmung liegt über der Bar, aber sie hat nichts Beunruhigendes. Neben uns sitzt eine über und über mit Schmuck behangene ältere Frau, F. traut sich nicht, sie zu fotografieren. Jetzt probieren wir auch den empfohlenen *Mojito*. F. hofft, dass der Alkohol ihr Glas desinfizieren möge ...

Unser Abendessen nehmen wir nach einigem Suchen im *Café O'Reilly* in der gleichnamigen Parallelstraße zur *Calle Obispo* ein. Von einem schmalen Balkon im Obergeschoss beobachten wir, wie unter uns ein armseliger staatlicher Kartoffel- und Gemüseladen seine letzten Tagesgeschäfte abwickelt. Es gibt Hühnerschenkel mit Reis und Bohnenbrei, dazu leckere gebackene Kartoffeln. Alles zusammen, *Mojito* und *Daiquiri* inklusive, für preiswerte 25 Konvertibles.

Am Taxistand des *Hotel Florida* finden wir ein offizielles Taxi, das uns für 7 *Konvertibles* nach Hause fährt. In unserer Villa gönnen wir uns im Garten noch eins der Biere, die Marta im Kühlschrank für uns kalt hält. Die Schaukelstühle wiegen uns in den Schlaf. F. ist völlig erschöpft von dem anstrengenden Tag, der Flug steckt ihr noch in den Knochen, dazu die Hitze, das viele Laufen, wir werden schlafen wie die Engel.

### Samstag, 30. Juli / Havanna.

Die Dame des Hauses hat sich heute einen Schwarzen zur Pediküre bestellt. Es ist kaum zu glauben, wie Marta es mit ihren bestimmt nicht weniger als 40 Jahren schafft, selbst bei der größten Hitze noch wie aus dem Ei gepellt auszusehen. Stets sportlich und adrett gekleidet, durchbricht nur ein immer präsentenes Schweißtröpfchen auf der Oberlippe die unaufdringliche Perfektion ihres Auftritts. Wenn wir morgens die Treppe herunterkommen, begrüßt sie uns mit überlegener Freundlichkeit – da ist kein persönliches Wort zu viel, aber auch keine höfliche Zuwendung, die sie einem vorenthalte. Zwei Dienstmädchen und ein Gärtner künden von ihrem Wohlstand, der aber wohl nur durch ihre Gäste aufrecht zu erhalten ist. Kubas

Bourgeoisie überlebt, indem sie sich mit dem Tourismus prostituiert. Für uns ist unser Quartier mit dem gepflegten Rasen und dem immer strahlenden, zahnlückigen Hausmädchen, dessen Namen *Izzy* ich nicht von ungefähr als *Easy* gedeutet habe, eine großbürgerliche Exklave in dieser Stadt von schier ausweglosem Zerfall. Die Hitze ist allerdings auch hier schon morgens beim Frühstück kaum auszuhalten. Innerhalb weniger Minuten sind wir komplett durchgeschwitzt, das Wasser läuft nur so den Körper hinunter. Selbst unsere Wirtin nennt die Temperaturen in diesem Sommer außergewöhnlich.

Marta erzählt von den gewaltigen Schäden, die der Hurrikan, über den vor wenigen Wochen auch in Deutschland berichtet wurde, angerichtet habe. Sämtliche Touristen mussten aus Havanna evakuiert werden, drei Tage lang hatte die Stadt keinen Strom. Die größten Schäden gab es jedoch in den westlich gelegenen Provinzen. Als im Radio Nachrichten laufen, gibt sie zum ersten Mal ihre Zurückhaltung auf. Anlässlich eines Jugendfestivals mit venezolanischen Gästen habe Castro gestern wieder eine seiner endlosen Reden gehalten, schimpft sie, es sei einfach unglaublich, sie könne es nicht mehr hören. Empört erzählt sie, dass die Regierung, um die Gäste unterzubringen, ein Krankenhaus räumen ließ.

Ein Taxi fährt uns, weil wir die Weiterfahrt nach Trinidad klar machen wollen, zum Büro von *Viazúl* im Stadtteil *Vedado*. Vor dem noch geschlossenen Schalter der staatlichen Busgesellschaft, die vor allem Touristen bedient, ein großes Durcheinander, verbissen kämpfen die



Kubanische Schönheiten.

Leute um die besten Plätze. Anschließend lassen wir uns über die *Rampa*, die Hauptschlagader des Stadtteils, Richtung Meer fahren. Am *Hotel Habana Libre* setzt der Fahrer uns ab. Das luxuriöse Hotel ist ein mächtiger Kasten im Stil der 50er Jahre, dessen Lobby von einer großen Wasseranlage mit kühlendem Springbrunnen einge-

nommen wird. Eines der letzten Monumente der vorrevolutionären Epoche, wurde es 1958 als *Hotel Hilton* eröffnet und nach der Revolution sofort enteignet. Heute funktioniert die Air-Con nicht.

Von hier aus erobern wir das Viertel zu Fuß. *Vedado* heißt übersetzt *verboten*. Den Hügel, auf dem der Stadtteil liegt, überzogen früher Wälder, die nicht abgeholzt werden durften. Reiche Kubaner und Amerikaner fanden jedoch, dass es sich hier mit Meeresblick und frischer Brise gut leben ließe, so mussten die Bäume schließlich doch weichen. An der Wende zum 20. Jahrhundert entstand in Vedado ein gigantisches Amüsierviertel. Wie das benachbarte Miramar expandierte der Stadtteil in den 20er Jahren, als Havanna zum Mekka der Amerikaner wurde. Viele Hotels, auch die großzügig angelegte Universität, zu der eine breite Treppenanlage hochführt, zeugen noch von der glorreichen Vergangenheit. Heute verscheuchen einen Polizisten vom Universitätsgelände, und von den Villen, deren Glanz man noch ahnen kann, blättert der Putz. Von manchen stehen nur noch die Fassaden, hinter denen zerlumpte Familien hausen.

In einigen Häuserwänden gähnen dunkle Löcher. Vor den muffigen Höhlen bleiben manchmal Leute stehen. Es sind armselige, staatsoffizielle Verkaufsstände, wo von rostigen Gittergestellten Kartoffeln und Gemüse verkauft werden.

Am späten Nachmittag, wenn es etwas kühler geworden ist – um die 30 Grad im Schatten werden es immer noch sein –, kommen die Menschen aus ihren Häusern. Auf ihren Stühlen



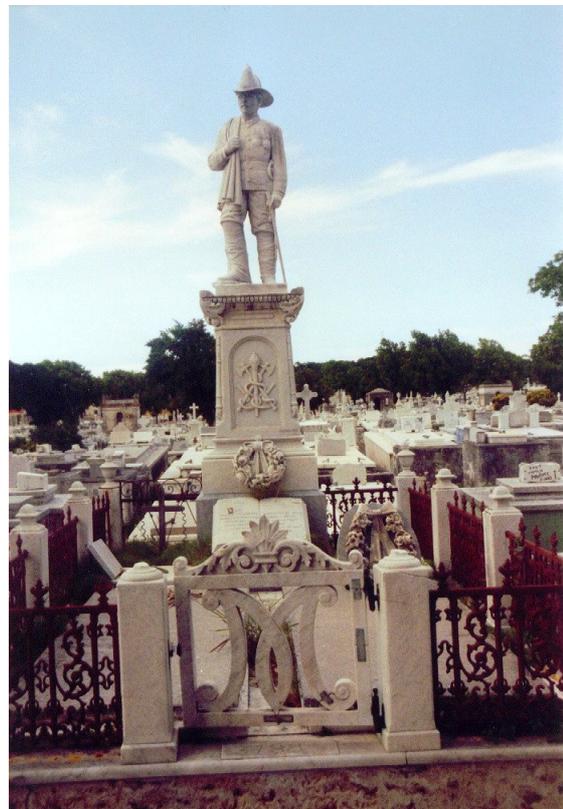
Der Necrópolis Cristóbal Colón.

sitzend oder einfach nur in die Hauseingänge geflüzt, palavern sie lautstark miteinander. Auch in *Vedado* findet man den ganzen Farbmix, von bleichgesichtigem Blond bis zu kraushaarigem Tiefschwarz, dem man überall in Havanna begegnet. In Kuba stellen die Kreolen, die im Land geborenen Nachfahren der spanischen Eroberer, 40 Prozent der Bevölkerung. 10 Prozent stammen direkt von afrikanischen Sklaven ab. Die andere Hälfte der Bevölkerung sind Mestizen oder Mulatten, also Mischlinge von Indianern und

Weißßen oder von Schwarzen (in der Regel afrikanischen Sklaven) und Weißßen. Hier in *Vedado* ist der Anteil der Schwarzhäutigen deutlich höher als in *Vieja*.

Prächtige Bildern bieten sie uns hier. Niemand schert sich um Schönheitsideale. Aus dem Leim gegangene, dicke schwarze Frauen haben sich mit ihren breiten Hintern in enge, knallig bunte Hotpants gezwängt. Die Blusen oder T-Shirts, mit denen sie sich Luft zufächeln und die sie gern bis zur Brust hoch rollen, sind meist viel zu eng, und selbst die Alten tragen selten einen BH. Viele schwarze Frauen bewegen sich in einer Art Jogginganzug, den die staatlichen Manufakturen offensichtlich nur in knalligem Rot ausliefern. Die Männer sieht man kaum anders als in kurzen Hosen und Unterhemd oder mit nacktem Oberkörper. Die der Hitze und der Armut geschuldete Schlampigkeit, mit der sich manche bis gerade noch zur Grenze des Erlaubten entblößen, hat freilich weniger etwas von Erotik als von Gleichgültigkeit. In der Verwahrlosung der Menschen spiegelt sich der Verfall der Stadt.

Auf dem Weg zum Stadtfriedhof *Necrópolis Cristóbal Colón* werden wir auf Englisch von einem hellhäutigen, jungen Typ mit Brille und seinem schwarzem Begleiter angesprochen. Angeblich ist er Lehrer für Schlagzeug und tritt demnächst in Hannover auf. Er sagt: *Miramar, das ist nicht Kuba, genauso wenig wie Varadero, das berühmte Badeparadies, Kuba ist. Wenn Du unser Land kennen lernen willst, musst Du nach Vedado gehen. Dort leben die Menschen, dort spielt sich ihr Alltag ab.* Er dient uns eine Führung über den Friedhof an, verlässt uns aber anstandslos, als wir ihm bedeuten, dass wir lieber allein gehen wollen.



Durch einen mächtigen, bogenförmigen Eingang, der reich mit Ornamenten geschmückt ist, betreten wir den Friedhof, den eine hohe Mauer umgibt. Die schneeweißen Marmorgräber und Mausoleen leuchten schon von Weitem in der Sonne. Der verschlafene alte Ticketverkäufer strahlt, als er hört, dass wir Deutsche sind. 1 *Konvertible* kostet der Eintritt, für die Erlaubnis zu fotografieren, müssen wir noch 3 *Konvertibles* drauflegen.

Hinter dem Eingang erstreckt sich ein ausgedehntes Gelände. Mit rund 80 000 Gräbern ist der 1870 begründete Friedhof einer der größten der Welt. Hier liegen sie alle friedlich nebeneinander, die Angehörigen der reichen Zuckerdynastien, die Helden der Unabhängigkeitskriege, Schriftsteller, Intellektuelle und einfache Kubaner. Ein abgerissener Mann will uns, natürlich gegen ein Trinkgeld, zu dem berühmten Grab der Schwangeren führen, die bei ihrer Exhumierung angeblich ihr Kind im Arm hielt. Weiter hinten schreitet eine kleine Beerdigungsgesellschaft durch die Reihen, die Trauernden sind in ihren Alltagskleidern zum letzten Geleit gekommen. In einem Seitengang liegt eine Gruppe kubanischer Soldaten begraben, die in Angola gekämpft haben. Ein heftiges Gewitter treibt uns zum Rückzug unter die Arkaden des Eingangsgebäudes. Dunkle Wolken hängen über dem Friedhof, aber zwischen dem trüben Grau leuchten schon wieder die ersten Gräber weiß in der Sonne, die sich ihren Weg durch die Wolken bahnt.



In *Havanna Centro*.

Ein paar hundert Meter hinter dem Friedhof weitet sich das Gewirr der Gassen zu einem Netz breiter, von spärlichem Grün gesäumter Straßen. Das kahle Gelände ist das Herz des politischen Kuba. Hier lässt sich erahnen, wie Havanna heute aussähe, wenn Castros Revolution ihre Absicht, die Altstadt abzureißen und „sauber“ wieder neu aufzubauen, realisiert hätte. Gott sei Dank reichte das Geld dazu nicht. Von weither sind Nationalbibliothek und Nationaltheater zu sehen, auch Ministerien sind hier angesiedelt. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite wird eine komplette Hausfassade von einem Portrait Che Guevaras eingenommen. Che ist immer noch sehr präsent in Havanna, und nicht nur auf den T-Shirts, die den Touristen angeboten werden. Seine Sentenzen prangen in großen Lettern auf Wänden und Häusermauern, und auch manche der alten Straßenkreuzer, die man in der Stadt sieht, sind mit Bildern des revolutionären Kämpfers geschmückt. Dabei war der verehrte Heilige der kubanischen Revolution nicht einmal Kubaner, sondern wurde in Argentinien geboren. Erst posthum adelte ihn Fidel Castro als *Kubaner von Geburt an*. Dass Castro sich allerdings längst mit ihm überworfen hatte, als er in den bolivianischen Wäldern ermordet wurde, will

heute niemand mehr wissen. Natürlich lebt die Revolution auch in Zitaten und Bildern Fidels, die an vielen Hauswänden zu sehen sind. *Socialismo o Muerte* liest man da, oder auch, in Türrahmen eingeritzt, *Patria o Muerte*, aber das eröffnet schon wieder ein anderes Kapitel ...

Das karge Gelände, das Fußgängern nur wenig Erfreuliches zu bieten hat, wird gekrönt von der gespenstisch leeren *Plaza de la Revolución*, auf der ein 142 Meter hoher, dreizackiger Obelisk mit dem Denkmal José Martí steht. Der große kubanische Dichter wird als Vorkämpfer für die Unabhängigkeit verehrt. Angeblich hat man von oben einen schönen Rundblick über die Stadt, aber die Polizisten, die überall herumstehen, schrecken uns ab. Wir sehen zu, dass wir aus der stalinistischen Kälte wieder in eine belebtere, den Menschen nähere Gegend zurückfinden.

Am Meer eine kleine Festung, die den ehrwürdigen Namen *Castillo Santa Dorotea de la Luna de la Chorrera* trägt. Von der steinernen Terrasse, auf der wir eine kleine Rast einlegen, fällt unser Blick über die Bucht auf die gegenüberliegenden Hochhäuser. Obwohl die Sonne noch nicht untergegangen ist, genieße ich, bedient von einer mürrischen jungen Kellnerin, eine Flasche *Bucanero*. Die leeren Pappbecher treibt der Wind über den Boden, niemand stört sich daran.



Badebetrieb am Malecón.

Am Ufer entlang gehen wir zur *Rampa* zurück. Das *Hotel Riviera*, in dem wir uns ein wenig Kühlung holen, wurde 1957 von dem amerikanischen Mafiaboss Meyer-Lansky gebaut. An dem schönen Meeresblick konnten sich seine Landsleute nicht lange erfreuen. Heute beschwört eine Plakatserie in der Lobby den Sieg der Revolution.

Ein Taxi fährt uns zum Essen in die Altstadt. Marta hat uns vor dem Leitungswasser in *Havana Vieja* gewarnt. Sie erzählte uns, dass sie es genieße, dort zu bummeln, und öfters mit Freunden in der Altstadt essen gehe. Wir finden ein nettes Straßenlokal in der Nähe der *Plaza de Armas*. Kaum haben wir uns niedergelassen, treibt ein heftiger Platzregen die Leute von der Straße. Wir sitzen geschützt unter Planen, es bleibt auch warm trotz des Regens, kein Grund also, nach drinnen zu flüchten, wo noch weitläufige Räume und ein schöner, offener *Patio* zu entdecken sind. Ungerührt vom Regen lasse ich mir mein Schweinefleisch servieren, das mit viel Knoblauch in einer würzigen kreolischen Soße angerichtet ist. Dazu

gibt es knackiges Gemüse mit gerösteten halben Kartoffeln und natürlich, nie darf das fehlen, den obligatorischen, immer schon halb verkochten Reis mit Bohnen.

So plötzlich, wie der Regen eingesetzt hat, so schnell verzieht er sich auch wieder. Wir bummeln noch ein wenig durch die engen Gassen. Im Dunkel der Nacht öffnet sich auf einmal ein großer Palast vor uns. In den hohen, hell beleuchteten Sälen, die prunkvoll mit Stilmöbeln und Lüstern ausgestattet sind, warten livrierte Kellner mit regungsloser Miene auf Gäste, die nie zu kommen scheinen. Am Hafenkai hat ein riesiges Kreuzfahrerschiff – *Pullmantur Cruises* – angelegt. Es leuchtet weiß durch die Nacht.

### Sonntag, 31. Juli / Havanna.

Die tägliche Taxifahrt, diesmal wieder zur Altstadt. Von unserem Quartier müssen wir zu jedem Ziel, das wir ansteuern, ein Taxi nehmen. Das ist lästig und teuer, aber es vermittelt mit der Zeit auch ein Gefühl für die Dimensionen der Stadt. Der Weg ins Zentrum führt über die breiten Straßen von *Miramar* an prächtigen kolonialen Palästen und Villen vorbei, die von großen Gärten umgeben sind. *Playa Miramar* wurde wie das östlich anschließende *Vedado* im vorrevolutionären Boom Havannas hochgezogen und war früher ein Wohnviertel der Reichen. Nachdem diese nach Miami entschwunden waren, zog man in den 50er Jahren wegen der großen Wohnungsnot Zwischendecken in die alten Bauten ein, um mehr Wohnraum zu



Plaza Vieja.

schaffen, doch viele Häuser überstanden die Überlastung nicht und fielen in sich zusammen. Heute sind viele der alten Prachtbauten völlig heruntergekommen oder stehen leer. Einige zeigen sich aber auch in neuem Glanz. Hier siedeln jetzt Botschaften, Konsulate oder Repräsentanzen großer Firmen. In manchen hat die Regierung auch Schulen untergebracht.

Weiter geht es über den *Malecón*. Die Uferstraße, die zwischen den Stadtteilen von Tunnels unterbrochen wird, führt in einem großen Schwung immer am Meer entlang an *Miramar*, *Vedado* und *Centro* vorbei bis zum Beginn der Altstadt. Links liegt das Meer fast bewegungslos in der flirrenden Hitze. Rechts rauschen die heruntergekommenen Fassaden der Häuser vorbei. Jeder der Stadtteile, die wir passieren, zeigt ein unterschiedliches Gesicht der Stadt.



Auf einem kleinen, lauschigen Platz ruhen wir eine Weile auf einer schmiedeeisernen Bank, die in kräftigem Blau gestrichen ist. Die Bäume spenden eine angenehme Kühle. Der Platz ist nach Alexander von Humboldt benannt, der auf seiner 5-jährigen Mittel- und Südamerikaexpedition auch Kuba besuchte. Er wird heute noch als einer der Vorkämpfer für die Unabhängigkeit der Kreolen gefeiert. Währenddessen sieht man nirgendwo in der Stadt noch Spuren des russischen Einflusses, auch russische Touristen, die sich inzwischen ja überall breit machen, sind nicht zu entdecken. Offensichtlich ist die Verbindung Kubas zu Russland gründlich abgerissen. Dafür gibt es viele T-Shirts mit „USA“- oder anderen amerikafreundlichen Aufdrucken.

Wir lassen uns durch die Altstadt treiben. Viele Alkoholiker auf den Straßen. Bemerkenswert auch die Präsenz der Polizei in der Stadt. Einen Vorgeschmack gab uns schon die erste Fahrt

nach *Vieja*, als unser Taxi von einer Kontrolle angehalten und minutenlang überprüft wurde. In diesen nachmittäglichen Stunden wirft die Sonne harte Schatten auf das Straßenpflaster. Unsere Spaziergänge durch die schmalen Gassen *Viejás* sind, so gemächlich wir sie auch angehen, wahrlich Schweiß treibend. Wir vermissen die Möglichkeit, uns mal schnell in ein nahes Hotelzimmer zurückziehen zu können. Zuflucht bieten nur die alten, traditionsreichen Nobelhotels. Niemand stört sich daran, wenn wir die Toiletten benutzen und uns in den hohen, gut gekühlten Lobbys in die Polster der ausladenden Sofas sinken lassen. Von der *Calle Obispo* abgesehen, die vorwiegend den Touristen gehört, sind die meisten Leute vor der Hitze in ihre Wohnungen geflüchtet. Die Nebenstraßen sind fast leer, allenfalls fährt mal



jemand, von einer Plane beschattet, in einer Fahrradkutschka vorbei. Vor den Häusern sitzen alte Frauen in historischen Gewändern aus der Kolonialzeit. Für ein paar Pesos posieren sie mit dicken Zigarren für ein Foto. Manchmal tun sich hinter den Fenstern große, abgedunkelte Räume auf, da steht dann irgendwo im Hintergrund ein mächtiger

Menschen in Havanna.

Schreibtisch, an dem ein Uniformierter sitzt und Schreibarbeiten verrichtet.

An allen Ecken ruft man uns das im Spanischen übliche *Ola* zu. Gibt man zu erkennen, dass man Deutscher ist, folgt gleich das obligatorische *Alles klar?*, das auch die sich gemerkt haben, die kein Deutsch sprechen. Manche Leute rühmen sich, eine Zeit lang in Deutschland gelebt zu haben, und kramen ihre paar Brocken Deutsch hervor. Vor allem Dresden und München sind bekannt. Spätestens, wenn sie dir dann aber die Hand schütteln, *amigo*, ist klar, dass sie wieder irgendetwas von dir wollen, Zigarren verkaufen oder eine kleine Unterstützung für wen oder was auch immer. *Amigo* bist du bei allen schnell. Eine unbefangene Konversation entwickelt sich auf diese Weise so gut wie nie, und vielleicht ist das bei dem enormen Wohlstandsgefälle, das uns von ihnen trennt, auch gar nicht möglich. Es sind anstrengende Gespräche, bei denen man stets auf der Hut ist.

Aus dem schattigen Dunkel der Gassen zieht es uns immer wieder auf die weiten Plätze, die im gleißenden Licht der Sonne liegen. In den kleinen Cafés unter den Arkaden blättern Männer in ihren Zeitungen, an Garständen werden kleine Würstchen gebraten. Hier findet die Stadt zur Ruhe. Wir streifen über die *Plaza de la Catedral* mit der 1789, im europäischen Revolutionsjahr, vollendeten barocken Kathedrale, deren ausgewaschener Sandstein sie viel älter macht, als sie wirklich ist, und über die *Plaza Vieja* mit ihren prachtvollen Häusern und Stadtpalästen aus dem 18. Jahrhundert. 1996 wurde sie mit Hilfe der Unesco und *Habaguanes*, des staatlichen Restaurationsunternehmens, wiederhergestellt.

Am späten Nachmittag lockt uns der älteste Platz Havannas, die *Plaza de Armas*. Mit seinem Schatten spendenden Grün und den exotischen Bäumen, die das Denkmal des früheren kubanischen Präsidenten Carlos Manuel de Céspedes umrahmen, ist der Platz, der früher einmal als Exerzierplatz diente, eine friedliche Oase im Trubel der Hauptstadt. Auf den Mauerchen, die den Platz umgeben, sitzen die Menschen, unterhalten sich und ruhen sich aus. Ein paar Vögel plantschen ausgelassen im Wasser einer steinernen Schale. Ringsum stöbern die Passanten in schäbigen Bücherständen, in denen zerfledderter Lesestoff angeboten wird.

Am Hafen, nicht weit von der *Plaza de Armas* entfernt, liegt die luftige *Plaza de San Francisco d'Asis*. Kutscher warten dort mit ihren Pferdewagen auf Touristen, aber um diese Zeit ist es auch den Fremden zu heiß. An der dem Wasser zugewandten Seite des Platzes steht der koloniale *Terminal Sierra Maestra San Francisco*, ein langgezogener Riegel mit einem kleinen Türmchen, den wir aber ohne Tickets nicht betreten dürfen. An der Uferstraße, die von der touristischen Altstadt wegführt, liegen ein paar schummrige kleine Hafenkneipen.

Aber so faszinierend die Atmosphäre auch ist, die *La Habana* mit ihren Plätzen und Gassen, mit ihrer Musik und ihrer Lebensfreude ausstrahlt: Der Gesamteindruck bleibt zwiespältig. Die Stadt bietet ein Bild des schier ausweglosen Niedergangs. Ganze Straßenzüge sind dem Zerfall anheim gegeben. Am *Malecón* fällt das Gelbrot des abendlichen Sonnenuntergangs auf das Elend der verfallenden Häuser. Vielleicht sehen wir allerdings mit unserer eurozentrischen Perspektive die Blüten gar nicht, die aus der Asche hervorbrechen. Jedenfalls rea-



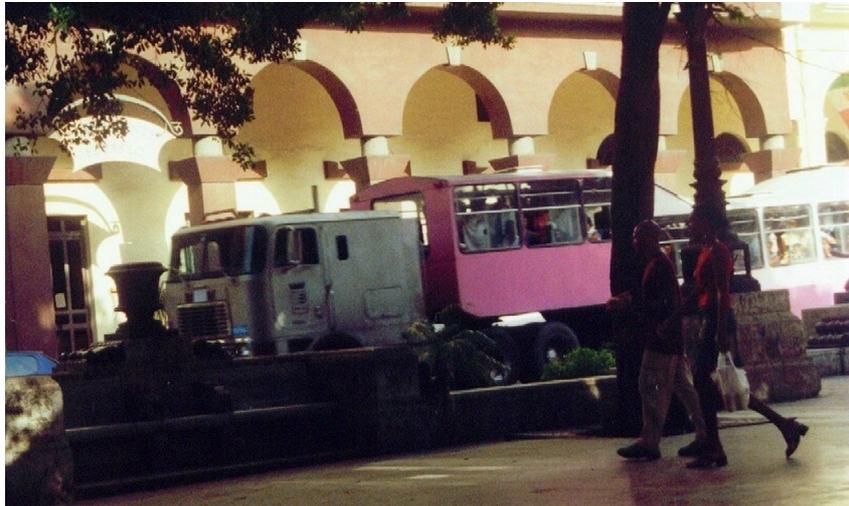
Vor einer Bar am Hafen.

gierte Marta mit sichtlicher Abwehr, als F. von ihren zwiespältigen Eindrücken erzählte. In *Vieja*, das Weltkulturerbe ist, sei doch allerhand renoviert worden. Auch die vielen Plakate, die überall in der Stadt hängen, zeugen vom Stolz der Hauptstädter auf ihre Altstadt, das traditionsreiche kulturelle Zentrum Kubas. Aber ist das, was hier restauriert worden sein mag, mehr als ein Tropfen auf dem heißen Stein?

Kuba ist sicher nicht ärmer als andere Länder der Dritten Welt, die ich kenne, Kambodscha z.B. oder Myanmar, aber es zeigt eine andere Form der Armut. Die hier ist nicht bäuerlich-ländlichen Ursprungs, Zeichen einer noch nicht erreichten Entwicklung. *La Habana* ist eine Stadt, in der man das Echo einer hoch entwickelten Zivilisation spürt. Sie ist voll mit lebendiger Tradition und Kultur, das Barbarisch-Ursprüngliche anderer Länder mag hier auch noch existieren, zum Beispiel in den weit verbreiteten Voodoo-Kulten, doch unter dem Firnis des Zerfalls spürt man immer auch eine alte, noch sehr lebendige Hochkultur. Aber das heißt eben auch, dass die Entwicklung im Gegensatz zu Ländern wie Kambodscha nicht, mit welch kleinen Sprüngen auch immer, nach vorn geht, sondern dass sie seit vielen Jahren zurückgegangen ist. Das Bild von Kuba ist ein Bild der Regression. Das ist es vielleicht auch, was die überall präsente latente Aggressivität der Menschen ausmacht, das Leben wie auf dem Sprung, der Kampf, wo auch immer, um die besten Plätze, die Fixierung auf das Geld. Als spürte man in sich noch das, was mal war, und wollte die Entwicklung mit Gewalt umkehren. Wer aber soll und kann hier den Verfall aufhalten? Aus eigener Kraft die Kubaner? Kaum möglich. Die ungeliebten Exilanten, die in Florida reich geworden sind? Das wäre der Bürgerkrieg. Die heimlich bewunderten Amerikaner, wenn sie hier wieder Fuß gefasst haben? Vermutlich wären sie die einzigen, die es könnten, und nach dem unweigerlichen Fall des Regimes werden sie hier auch schnell wieder präsent sein. Dann allerdings hätte sich die Geschichte im Kreis gedreht ...

Unsere Wirtin erzählt uns von der schwierigen Organisation des Alltags. Nicht einmal für die einfachsten Reparaturen gebe es Baumaterial. Unglaubliche Mühen koste es schon, einen passenden Wasserhahn zu bekommen. Die Villa, die sie bewohnt, stammt aus den 30er Jahren. Ihre gesamte

Familie lebt in den USA und ist dort inzwischen auch eingebürgert. Marta darf sie aber nicht besuchen. Um ihren Vater doch einmal sehen zu können, mussten sie sich in Mexiko treffen. 1986-1990 war Marta Studentin an der Humboldt-Universität in Berlin, heute würde sie als kubanische Universitätsdozentin Deutschland gern wieder besuchen, doch die Kürzungen bei der Deutschen Forschungsge-



Camello am Paseo del Prado.

meinschaft schränken auch die Besuchsmöglichkeiten für Ausländer ein. Begeistert berichtet sie von einem Kongress in Kairo, an dem sie einmal teilnehmen konnte.

Am *Paseo del Prado* fährt ein *Camello* nach dem anderen an uns vorbei. Diese seltsamen Nahverkehrsmittel sind eine Spezialität der Hauptstadt. Die umgebauten amerikanischen Sattelschlepper decken einen Großteil des öffentlichen Nahverkehrs in Havanna ab. Bis zu 300 Menschen haben in diesen mächtigen Ungetümen Platz, die sich wie große Dinosaurier durch die Straßen schieben. Wir verzichten aber gern auf das Schweiß treibende Vergnügen, mit ihnen zu fahren.

Über den *Prado* hinaus bummeln wir in den Stadtteil *Centro* hinein, bis wir erneut am *Malecón* landen. *Centro* wirkt deutlich ärmlicher als *Vieja*. Der Verfall wird hier fast zu einem

körperlich spürbaren Angriff. Um diese Zeit sind kaum Menschen auf der Straße, trotzdem fühle ich mich beobachtet. Ich habe kein gutes Gefühl, nachts sollte man hier besser nicht spazieren gehen.

Als wir vom *Malecón* weggehen, hinter uns plötzlich ein lauter Knall und ein vielstimmiger Aufschrei. Als ich zurückschaue, taumelt ein Halbwüchsiger, den offensichtlich ein Auto erfasst hat, benommen über die Straße. F. nimmt das sehr mit, sie kann sich nicht losreißen von dem Vorfall, blickt immer wieder zurück.

Abends eine von Einheimischen und Touristen besuchte rappelvolle Bar. Eine 5-köpfige Combo mit Schlagzeug, Bassgitarre, Saxofon, Rasseln und Bongos spielt einen wunderbar rhythmischen Sound. Auch Oldies wie *Yesterday* sind im Programm. Der coole Sänger beobachtet durch die dunklen Gläser seiner Sonnenbrille gelassen, wie sein Kollege am Bass mit einer stämmigen amerikanischen Touristin flirtet.



Unser Quartier in Trinidad.

### Montag, 1. August / Havana-Trinidad.

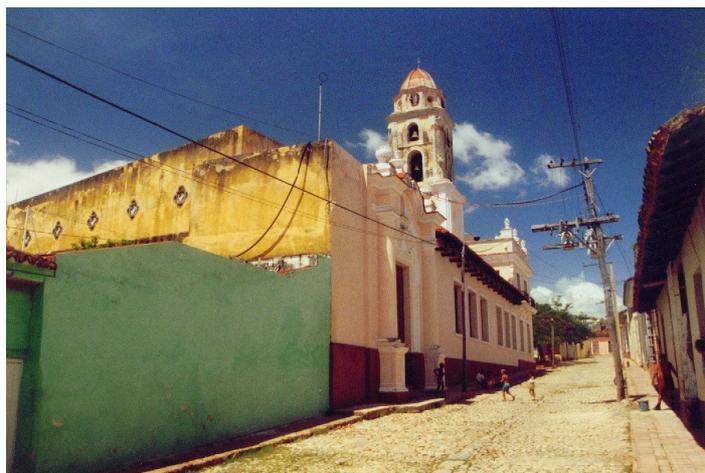
Wir stehen um 6 Uhr auf, um den Bus nach Trinidad zu erreichen. *Viazúl* fährt mit klimatisierten Bussen, ein Vergnügen, das Touristen und reichen Kubanern vorbehalten bleibt. Für je 25 *Konvertibles* fahren wir durch eine öde, flache Gegend, bevor die Landschaft abwechslungsreicher und hügliger wird. Menschen stehen am Straßenrand, irgendwie versuchen sie, in den nächsten Ort zu kom-

men, per LKW, Bus, Anhalter, wie auch immer. Und immer wieder *Guajiros*, Reiter, die gemächlich die Straße entlang zotteln.

Als wir nach 6 Stunden in Trinidad ankommen, wartet auf dem Busbahnhof schon eine Phalanx von Leuten auf uns Passagiere. Sie halten Pappen in der Hand, auf denen Namen stehen oder mit denen sie Unterkünfte anbieten. Auch auf uns wartet jemand – Marta hat uns hier ein Quartier vermittelt. Seltsam, in der kubanischen Provinz mit einem Schild empfangen zu werden, auf dem „Engelbrecht + F.“ steht. Das hatten wir Marta am Telefon sorgfältig buchstabieren gehört.

Carlos Enrique Sotolongo heißt unser Gastgeber, ein hellhäutiger, bärtiger Mittvierziger. Welch melodischen Klang diese spanischen Namen in unseren Ohren haben! Ohne ein Wort zu verlieren, führt Carlos uns durch die brütende Mittagshitze zu unserem Quartier, unsere Koffer klappern über das holprige Straßenpflaster. Vor einem hohen, blau gestrichenen Holztür hält er an, wir sind am Ziel. Wir treten in einen dunklen Raum mit Holzdecke. Aus dem Hintergrund leuchten uns wie Botschafter aus einer anderen Welt zwei lebensgroße, weiße Engelsfiguren entgegen. Im Wohnzimmer sitzt die Familie vorm Fernseher. Sie begrüßt uns freundlich mit Handschlag. Carlos führt uns in den langgestreckten Innenhof, der von überlebenshohen, hell getünchten Mauern umgrenzt wird. Rechts hinten liegt unser Zimmer. Als wir durch das hohe, grün gestrichene Tor eintreten, flattert ein riesiger, schwarzer Falter auf, der sich aber schnell wieder ins Dachgebälk verzieht. Unsere „Wohnung“, die diesmal auch ein Bad hat, ist eine wahre Perle. Auf uralten, abgetretenen Mauersteinen stehen zwei eiserne Bettgestelle, sie umrahmen einen alten Schrank aus dunklem Holz mit Marmorplatte und Spiegeleinsatz. Nach oben zieht sich bis zu 8 Metern eine schräge Decke

hoch, die bis zum Dach reicht und aus dunklen Holzbalken besteht. Die dunkelrosa getünchten Wände erinnern mich mit ihrer rissigen Oberfläche an alte holländische Gemälde, zum



Trinidad wurde von der Unesco ...

nannt. Das kleine Städtchen ist mit seinen knapp 40 000 Einwohnern ein wahres Freilichtmuseum. Die grün, gelb und rosa gestrichenen flachen Häuser strahlen in der Sonne. Kunstvoll geschmiedete Eisengitter vor den Fenstern und Holztüren, groß wie Scheunentore, schützen die Häuser. Überall öffnen sich Blicke in große, lichte Innenhöfe. Über den Räumen hängt das matte Licht der Siesta.

Aber die Trinitader wissen auch, was sie von den Touristen, die busweise hergekartt werden und meist am selben Tag wieder abfahren, erwarten können. Jeder Zweite spricht einen an, versucht einen zum Abendessen in ein *Paladar* zu locken oder einem Kunsthandwerk, kubanische Hüte oder Zigarren anzudrehen. In der kleinen Stadt nervt einen das schnell, stärker noch als in Havanna. Zudem werden wir das Gefühl nicht los, dass die vielen Touristen, die sich hier auf engstem Raum ballen, die Einheimischen ebenfalls nerven. Man begegnet sich eben auf Schritt und Tritt. Ich fange hier langsam auch an, die Traveller und Backpacker zu vermissen. Sie fehlen in Kuba, vermutlich wegen der hohen Preise, so gut wie ganz. Stattdessen prägen Reisegesellschaften und gutbürgerlich gekleidete Mittdreißiger das Bild. Die Zeiten, als noch die Linken der Welt in Scharen nach Kuba pilgerten und über der *Rampa* in



... zum Weltkulturerbe ernannt.

Havanna. So werden wir einen Ausflug in die nächste größere Stadt Cienfuegos einschieben müssen. Nach dem ersten Schock (vor allem für F., die das ziemlich beunruhigt) erscheint uns das als eine sinnvolle Erweiterung unseres Programms – zumal wir in Trinidad ohnehin länger bleiben wollen als ursprünglich geplant.

Boden grenzt sie ein schmales, türkisfarbenes Band ab. Wenn wir die grünen Fensterläden öffnen, sehen wir durch die große, scheibenlose Öffnung eine Bananenpflanze und einen Avocadobaum, an dem reife Früchte hängen. Der Garten blüht über und über in üppigen Farben. Wir kommen uns vor wie im Paradies.

Erster Spaziergang durch die Stadt, welche die älteste Kubas ist. Seit 1950 unter Denkmalschutz, wurde Trinidad wegen seiner geschlossenen kolonialen Gestalt 1988 von der Unesco zum Weltkulturerbe er-

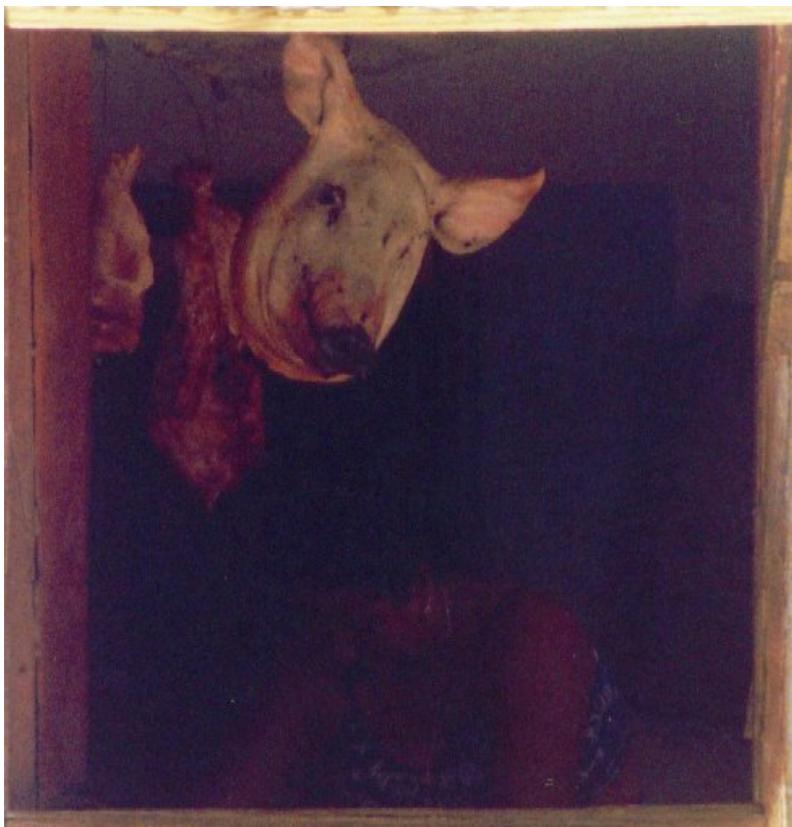
*Vedado* ein großes Schriftband täglich die Zahl der von den Vietkong abgeschossenen amerikanischen Flugzeuge anzeigte, sind jedenfalls restlos vorbei. Ein paar Ältere mischen sich noch in die Touristenschar, doch „Revolutionstouristen“, die man als solche identifizieren könnte, sehen wir nicht darunter.

Es gibt in der Stadt keine Möglichkeit, Kreditkarten einzulösen. Als Folge des Hurrikans sind sämtliche Leitungen in die Hauptstadt unterbrochen. Doch unser Bargeld an Konvertibles und Dollars reicht nicht bis zur Rückfahrt nach Ha-

Am Nachmittag in ein Café, wo wir ein Sandwich essen. Gleich taucht eine Musikcombo auf – 2 Männer und 1 Frau mit Gitarren –, was uns erst nervt, bis wir merken, dass auch sie eine exzellente Musik machen. Wie alle Musiker hier verkaufen sie CDs von ihren Songs.

Abendessen in einem kleinen Innenhof, versorgt von hektischen Kellnern. Esse gegrillten Fisch (*Bargo*). Schönes festes und mageres Fleisch, aber die Komposition mit Reis, Knoblauchpüree und Roten Beeten (!) riecht doch stark nach Kantine. Und richtig satt werden wir davon auch nicht. Vielleicht wäre es doch angebrachter, in eins der vielen privaten Restaurants zu gehen, die man uns andauernd anbietet, auch unsere Gastgeber haben uns mit Shrimps und Lobster zu ködern versucht. Doch wir haben einfach keine Lust, uns zu irgendeiner Familie ins Wohnzimmer zu setzen.

Der Rathausplatz liegt im Halbdunkel, er ist jetzt fast leer. Ein abgerissener alter Mann spricht uns an – ein sehniger, hagerer Typ, der uns erzählt, dass er lange zur See gefahren sei und viele Länder gesehen habe. Unter anderem war er in Bremerhaven und Hamburg. Dann kommt auch von ihm die unvermeidliche Frage nach Geld. Der Hurrikan habe sein Haus am Meer zerstört, er habe nichts mehr. Überhaupt sei hier sehr viel zerstört worden. Wir geben ihm ein paar Pesos.



Carniceria in Trinidad.

Eine kleine Bar lockt uns mit einer offenen Terrasse. Wir blicken ins Halbdunkel einer kaum belebten Straße, allenfalls fährt mal ein Fahrrad oder ein Motorrad vorbei. Junge Leute holen sich Bier oder Zigaretten aus der Bar und gehen wieder ihrer Wege. Ich genieße meinen eisgekühlten *Daiquiri* mit Limonensaft. Schließlich heißt der Laden *Bar Daiquiri*. Während ich zu Hause kaum mal einen Cocktail anrühre, ist das hier für mich fast zur täglichen Nahrung geworden. Ist es das Klischee vom Cocktailland Kuba? Oder ist es einfach nur so, dass Cocktails in dieser Hitze eine wunderbar erfrischende Möglichkeit sind, Alkohol zu sich zu nehmen? F. trinkt wie immer einen *Mojito* mit den unvermeidlichen Minzeblättern. Vor uns

turtelt ein junges tschechisches Pärchen. Wir sehen den Leuten hinterher, die in der immer noch schwülen Nacht leicht bekleidet an uns vorbei flanieren. Ob wir noch gerade nach Hause kämen, fragt mich F. Es komme auf die Perspektive an, sage ich und so trinken wir noch einen weiteren Cocktail. Um 23 Uhr liegen wir in unseren Betten. Die Fensterläden können wir in unserem wunderbaren Zimmer offen lassen, wir fühlen uns vollkommen sicher. Air con gibt es nicht, aber wenn uns zu warm wird, stellen wir einfach den Ventilator an.

#### Dienstag, 2. August / Trinidad.

Nach ausgiebigem Schlaf ein paradiesisches Frühstück in unserem begrünten Innenhof. Von der kleinen Essecke vor dem Wohnhaus, wo wir an einem alten Holztisch sitzen, haben wir einen weiten Blick über den Garten, dessen Beete durch niedrige, schmiedeeiserne Gitter voneinander abgetrennt sind. Hinten steht eine alte Badewanne. Die zwei Papageien des Hauses kommen vorsichtig anstolzert, um uns zu begutachten. Unsere Wirtin trägt sie gleich

wieder zu ihrer Stange zurück, wobei sie fürchterlich krakeelen. Eine Schildkröte wackelt ängstlich davon. An der Hofmauer sonnen sich kleine, purpurfarbene Echsen. Neben unserem Zimmer werkelt der Großvater im Unterhemd in einem Arbeitsraum.

Die Wirtin serviert uns einen großen Obstteller und Rührei, aber wieder auch dieses trockene, zerbröselnde Weißbrot, das nach nichts schmeckt. Anderes scheint es in diesem Land nicht zu geben. Einen Saft könne er uns leider nicht anbieten, bedauert Carlos, dafür gebe es nicht genügend Früchte. Marta hatte uns schon erzählt, dass wegen des Hurrikans zurzeit wenig Obst angeboten werde.

Unser Wirt liebt anscheinend die Künste. In allen Räumen hängen die farbenfrohen, naiven Bilder eines Malerfreunds. Empfangen hat Carlos uns noch in gepflegter Kleidung. Jetzt sehen wir ihn nur noch in schmutzigen Hosen und Unterhemd. Seine kleine, mollige Frau, die, wenn sie nicht in der Küche vor ihren Töpfen steht, die meiste Zeit vorm Fernseher hockt und kein Wort Englisch spricht, zeigt sich in Shorts und einem abgerissenen, fleckigen T-Shirt. Bei beiden kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Dauerhitze ihre Bewegungs- und Reaktionsfreude schon stark eingeschränkt hat. Aber in ihrer muffigen Art, mit der sie auch miteinander umgehen, sind sie dennoch nicht unfreundlich. Der halbwüchsige Sohn, wenn er nicht gerade in Armeslänge vorm Fernseher hockt, ist sehr um uns bemüht.



Leben vor der Tür.

Mit seinem Englisch, auf das er mächtig stolz ist, vermittelt er zwischen uns und der Familie. Der Großvater sitzt meist im Schaukelstuhl am Fenster. Wenn wir das Haus verlassen, winkt er uns leutselig zu.

Wir tauschen 50 Dollar ein und bekommen 40 *Konvertibles* zurück. 10 Prozent Kommission, 10

Prozent Kursverlust. Der Staat als Gauner ... Eine so extreme Parallelkultur wie in Kuba habe ich weder in Vietnam noch in Myanmar erlebt. Die Preise für Restaurants, Übernachtungen, Verkehrsmittel (jedenfalls die für Touristen erträglichen) sind astronomisch hoch, und was ein Taxifahrer an einem Tag von den Touristen bekommt, das kann mehr sein, als ein Universitätsprofessor in einem Monat verdient. Aber wer privilegiert ist, dem greift der Staat auch kräftig in die Tasche. Marta muss für ihre Vermietungen fast die Hälfte ihres Monatsgehalts an Lizenzgebühr bezahlen. Trotzdem scheinen die, die vom Tourismus profitieren, immer reicher zu werden. Zwischen den Armen, die in den Ruinen von *Centro* und *Vedado* hausen, und den Besitzern der gepflegten Villen von *Miramar* klaffen unüberbrückbare Welten.

Auf der Suche nach einem Fahrzeug, das uns zum Strand bringt, geraten wir in ein einfacheres Stadtviertel mit flachen, einstöckigen Häusern. Vor den Hauseingängen spielen Männer unter lautstarker Anteilnahme der Zuschauer konzentriert ihre Brettspiele. In kleinen *Carnicerias*, die manchmal nur aus einem dunklen Fensterloch bestehen, baumeln ganze Schweinehälften und -köpfe. An einem Obststand, der mit Planen vor der Sonne geschützt wird, verkaufen Marktfrauen frisches Obst und Gemüse, an Straßenimbissen wird kräftig gebrutzelt. Wir finden eine Fahrradrickscha, die uns für 5 *Konvertibles* zur *Playa La Boca* vier Kilometer außerhalb Trinidads fährt. Wie beinahe überall gibt es selbst bei diesem Fahrer

aus dem Volk keine Chance, kubanische Pesos loszuwerden. Als Tourist kann man die Währung der Einheimischen fast nur an Bettler verschenken.

Im Schweiß seines Angesichts radelt uns der drahtige Mann über die schattenlose, leicht hügelige Strecke. F. kann es kaum mit ansehen, wie er sich quält. Der Strand ist allerdings eine Enttäuschung. Ich hatte zwar bewusst die teuren, touristischen Badeorte wie Varadero ausgeklammert, aber etwas mehr hatte ich von dieser Gegend doch erwartet. Der größte Teil



Playa la Boca.

des Strands besteht aus Felsen; kaum irgendwo Schatten, geschweige denn eine Bar, wo man sitzen und den schönen Blick über das Meer genießen könnte. Am Ende finden wir aber doch ein kleines, stinkendes, immerhin aber schattiges Plätzchen. Das Wasser in der Bucht ist allenfalls bauchhoch, lauwarm und ruhig. Keine wirkliche Erfrischung. Während wir schwimmen, kreisen über dem Ufer schwarze Truthahngerier mit ihren roten Köpfen.

Nachdem wir uns, beobachtet von ein paar jugendlichen Machos, unter abenteuerlichen Verrenkungen wieder angezogen haben, verlassen wir den ungastlichen Ort wieder. Statt im Meer erfrischen wir uns an einem kleinen Verkaufsstand mit Wasser, das es halb gefroren zu kaufen gibt. Zu Fuß machen wir uns auf den Rückweg in die Stadt. Nach ein paar hundert Metern ungeschützt in der prallen Sonne endlich ein Bus. Aber in welchem Brutkasten geraten wir da! Das Gefährt hat weder Fenster, die man öffnen könnte, noch Air-Con, nur die Einstiegstüren stehen offen. Selbst den kubanischen Passagieren läuft der Schweiß nur so den Körper herunter, viele haben sich ihrer Hemden entledigt.

Wunderbar entspannte Siesta in unserem großen, vom Ventilator gekühlten Zimmer. Wir schlafen ein wenig und lesen in den Büchern, die wir mitgenommen haben. Inzwischen hat hier die Regenzeit, so wie ich sie aus Asien und Afrika kenne, eingesetzt. Nachmittags gibt es Gewitter und starke Regenfälle, die sich jedoch schnell wieder verziehen.

Als wir nach dem Abendessen wieder unsere Bar aufsuchen, überrascht uns im Dunkel der Straßen plötzlich ein zitteriger, seltsam vertrauter Gesang. Nach einer Weile identifizieren wir die Melodie, es ist das – spanisch gesungene – Kirchenlied *Großer Gott, wir loben dich*. Wenig später sehen wir an einer Straßenecke, woher es kommt. In einem schäbigen, hohen Wohnraum mit grün getünchten Wänden hat sich eine kleine Gruppe von Menschen versammelt, sie halten Gesangbücher in der Hand. Ein Prediger steuert den Chor über sein

Mikrofon. Vorn leuchtet aus einer Wandnische ein großes Bild, das einen mächtigen Wasserfall zeigt. Davor steht eine Vase mit einem Strauß bunter Blumen. In Kuba gehören nur 7 Prozent der Bevölkerung christlichen Konfessionen an. Hier hat uns in der Dunkelheit der Nacht eine Baptistenkirche mit ihrer fremdartigen Erscheinung überrascht.

### Mittwoch, 3. August / Trinidad (Ausflug nach Cienfuegos).

Um 9.45 Uhr holt uns das Taxi ab, das uns nach Cienfuegos bringen soll. Der Ausflug, der ursprünglich nur dazu dienen sollte, Geld abzuheben, kostet uns hin und zurück 50 *Konvertibles*. Mit einem Linienbus zu fahren, was auch möglich wäre, ist zeitlich zu ungünstig und uns auch zu unbequem.

Während der 80 km langen Fahrt fahren wir über weite Strecken durch eine grüne, hügelige Landschaft am Meer entlang. Unterwegs zeigt uns der freundliche Fahrer eine Shrimpsfarm, die einen der wichtigen Wirtschaftszweige von Cienfuegos ankündigt. Am Straßenrand verkauft jemand Lobster. Dies sei jedoch verboten, erzählt der Fahrer. Kuhherden, von berittenen Cowboys begleitet, überqueren gemächlich die Straße. Eine vom Hurrikan völlig zerstörte Siedlung. Wir sehen kaum Verkehr, nur ein paar stinkende, qualmende Laster quälen sich über den Asphalt.



Cienfuegos. Der Triumphbogen am Parque Martí sollte die französischen Siedler an ihre Heimat erinnern.

über den Asphalt. Ansonsten aber gehört die Straße den *Guajiros*, die auf ihren Pferden unterwegs sind.

Cienfuegos, *Perle des Südens* genannt, ist die einzige Stadt Kubas, die nicht von Spaniern, sondern von französischen Siedlern gegründet wurde. Sie gilt als eine der elegantesten Städte der Insel. Schachbrettartig angelegt, mit breiten, schnurgeraden

Straßen liegt sie matt in der Mittagshitze. Der *Prado*, wie in Havanna mit einem den Fußgängern vorbehaltenen Mittelstreifen, wird gesäumt von kolonialen Villen und Palästen. Klappriige alte Busse passieren uns, voll gestopft mit Menschen. Pferdekutschen ziehen vorbei, die hier aber für die Einheimischen bestimmt sind. Touristen gibt es in Cienfuegos kaum, dazu fehlt es zu sehr an Sehenswürdigkeiten, dazu gibt es vielleicht auch zu viel Industrie. Am zentralen *Parque Martí* trinken wir eine eisgekühlte *Limonada natural*. Dieses einfache, nur selten überzuckerte Limonenwasser ist überall im Land zu bekommen. In dieser gnadenlosen Hitze ist es das Erfrischendste, was man zu sich nehmen kann. Sollten wir besser vorsichtig sein wegen der Gefahr verseuchten Wassers? In der Hitze, in der man einen unglaublichen Durst entwickelt und froh ist über jede Abkühlung, ist das kaum durchzuhalten. Das Licht über dem *Parque* ist kristallklar. Die alten Theater und Regierungspaläste, die den luftigen Platz, angeblich einer der schönsten Kubas, umgeben, strahlen in der Sonne. Eine kleine Musikgruppe mit Gitarre, Bongo und Rassel spielt für uns auf, begleitet von einem hohen Gesang. F. sagt: „Katzenjammer“.

Von einem zahnlöchrigen Schlitzohr, das allen Mädchen hinterher pfeift, lassen wir uns über den *Malecón* zur Spitze der Halbinsel *Punta Gorda* fahren. Erst will er unverschämte 10 *Konvertibles* dafür haben, begnügt sich am Ende aber mit 6, mit denen er aber immer noch

lautstark vor seinen Kumpels prahlt. Von Palmen gesäumt und anders als in Havanna kaum befahren, ist der hiesige *Malecón* viel schöner als der in der Hauptstadt. *Punta Gorda*, das heute vom Alltag kubanischer Armut geprägt wird, wurde in den 20er Jahren mit villenartigen Holzhäusern bebaut, die in den USA industriell hergestellt und hier nur zusammengesetzt wurden. An der Spitze der Insel steht eine verschnörkelte, im maurischen Stil gebaute Villa, die früher den noblen Yachtclub beherbergte.

An einer Hauswand ein Spruch von Che Guevara: *Auf der Erde fehlen Menschen, die mehr arbeiten und weniger kritisieren, die mehr aufbauen und weniger zerstören, die weniger versprechen und mehr halten, die jetzt mehr sagen als morgen.*



Unser Zimmer in Trinidad.

Wenn man am Ufer von *Punta Gorda* über die Karibik blickt, kommt einem leicht der Gedanke, dass der starrsinnige, rational nicht mehr nachvollziehbare Boykott der Amerikaner gegen Kuba viel mehr ist als nur Rache wegen der Enteignungen oder blindwütiger Antikommunismus. Den Amerikanern ist mit Kuba ein echtes Refugium abhanden gekommen, ein Rückzugsraum für ihre Träume, ein Paradies, das direkt vor ihrer Haustür lag und doch eine ganz andere, fremde, ferne Welt darstellte.

Davon zeugen auch die einen wahren Mythos beschwörenden Erinnerungen an das Havanna der 20er und 30er Jahre, die später Hemingway noch einmal hat aufleben lassen. Wem fiel es nicht schwer, von einem solchen Traum Abschied zu nehmen?

Um 14.30 Uhr verlassen wir die Stadt wieder. Der Taxifahrer freut sich, dass wir 30 Minuten früher abfahren als vereinbart. Auch hier hat uns die Bank auf unsere Kreditkarte 12 Prozent Kommission abgeknöpft.

In lauer Nacht gemächlich (und kein bisschen beunruhigt) durch Trinidad schlendern: *Cuba feelings*. Die Sterne blinken über den flachen Häusern, der Mond wirft sein Licht auf die dunklen Straßen. Aus den offenen Wohnungen schimmern die Lichter der Fernseher. Alte Männer wippen in ihren Schaukelstühlen. Auf den Türschwellen, auf den Bürgersteigen, wo es nur irgend möglich ist, sitzen dunkle Gestalten, ihr Geschwätz flirrt durch die Nacht. Über die uralten Pflastersteine bahnen sich die letzten Fahrradfahras mühsam ihren Weg. Die Stadt ist dunkel, aber voller Leben, sie gehört jetzt wieder den Einheimischen. Die Touristen, die sich ohnehin nur im Zentrum aufhalten, sind weit weg. Jetzt spricht einen auch niemand mehr an, als hätte man sich mit dem Hierbleiben auch das Recht erobert, in Ruhe gelassen zu werden. Die Menschen sind entspannt und friedlich. Jedermann ist draußen, nirgendwo eine Spur von Aggressivität.

#### Donnerstag, 4. August / Trinidad.

F. kämpft seit gestern mit starken Magenkrämpfen. Für unseren geplanten Ausflug in den *Valle de los Ingenios*, das Tal der Zuckermühlen, fühlt sie sich zu schwach. Ein Segen, dass wir dieses wunderbare Zimmer haben, wo man es auch tagsüber, gekühlt vom Van und, wenn nicht gerade die Papageien schimpfen, bei himmlischer Ruhe, gut aushalten kann. Bis zum späten Nachmittag dösen wir im Zimmer. Unser Wirt serviert uns erfrischenden Tee, der allerdings schon Jahre alt zu sein scheint, denn er färbt nicht einmal das Wasser.

An der erhöht gelegenen *Plaza Santa Ana* das ehemalige Königliche Gefängnis mit seinen gelben Mauern. Ein hoher, weiß getünchter Eingangsraum mit vergitterten Fenstern führt in einen schönen Innenhof, unter dessen Arkaden heute die Tische eines Restaurants stehen. Leider hat es aber nur am Nachmittag geöffnet. So trinken wir unsere *Limonada natural* und gehen wieder.

Das Betteln der Kinder in dieser Reihenfolge: *Caramellos* (Bonbons), *Jabón* (Seife), *Monetario* (Geld). Viele fragen auch nach Kugelschreibern.

Das eintönige Essen mit immer derselben Beilage aus Reis und den ewigen *frijoles*, den schwarzen Bohnen, hängt mir inzwischen zum Hals heraus. Auf allen Speisekarten immer nur wenige und meist die gleichen Gerichte. Huhn ist am weitesten verbreitet, gegrillten Fisch gibt es ebenfalls überall, dazu noch zwei, drei Gerichte mit geschmortem Schwein oder mit Rind, welches schon deutlich weniger preiswert ist. Shrimps und Lobster, die meist ebenfalls auf der Karte stehen, sind mit Preisen zwischen 15 und 25 *Konvertibles* sehr teuer, und die Qualität der Restaurants verlockt nicht gerade dazu, sie zu probieren. Ich esse heute eine dünne, trockene Scheibe Schweinebraten mit einem Hauch von Zwiebelsoße, der gleichen, die auch F's Huhn überzieht.

Vor der *Bar Daiquiri* hat jemand auf die Straße gekotzt. Über der Terrasse hängt ein bestialischer Gestank, doch niemand kommt auf die Idee, mal einen Eimer Wasser über die Lache zu kippen. Nach dem ersten Drink, den wir nur drinnen genießen können, flüchten wir. Um 22 Uhr liegen wir im Bett.

Nachts gehen F's Magenschmerzen in Durchfall über.

### Freitag, 5. August / Trinidad.

Ein Taxi bringt uns für 12 *Konvertibles* zur Halbinsel Ancon, wo wir noch mal baden wollen. Der breite Strand,

der mit knorrigen,

kleinen Bäumen bewachsen ist, liegt voller Blätter und Äste. Abgeknickte Palmen überall, der Hurrikan muss hier schwer gewütet haben. Heute aber ist es brüllend heiß und die Plätze unter den Bäumen, wo es Schatten gibt, sind hart umkämpft und fast alle belegt. Wir finden trotzdem einen Baum, unter dem wir uns niederlassen können. Eine Weile liegen wir im Sand, sorgfältig darauf bedacht, dass uns die Sonne zwischen dem Blätterdach nicht erwischt. Das lauwarme Wasser kann uns nicht abkühlen und ist wenig erfrischend. Bald haben wir genug vom Strand, müssen aber noch auf den Taxifahrer warten, mit dem wir eine bestimmte Uhrzeit ausgemacht haben. Auf der Suche nach Kühle und einem erfrischenden Getränk streben wir in das Hotel, das direkt neben unserem Strandabschnitt liegt. Es ist vom Sturm schwer derangiert worden. An allen Ecken wird gearbeitet, werden Schäden beseitigt. Der Wachmann, der davor patrouilliert, lässt uns jedoch nicht herein, nur Gäste mit Ausweis hätten Zutritt.

Wir kauern uns unter einen schattigen Baum und warten auf unser Taxi. Zu allem Unglück hat sich F. auch noch trotz aller Vorsicht einen Sonnenbrand geholt. Das war unser letzter Versuch, in Kuba einen Strand zu besuchen.



Musik ist überall präsent in Kuba.

## Samstag, 6. August / Trinidad-Havanna.

Um 15 Uhr fährt der Bus nach Havanna ab. Wir entspannen uns noch ein wenig in unserem Zimmer, essen eine Kleinigkeit im Internetcafé. In der Niederlassung von *Viazúl* bietet man uns Taxis an, die das gleiche kosten sollen wie der Bus und auch von *Viazúl* betrieben werden. Welchen Sinn ergibt das? Warten in einem muffigen, heißen Warteraum.

Im Bus 3 Gewaltfilme hintereinander. Ein Dracula-Film, ein James-Bond-Verschnitt und ein brutaler Kung-Fu-Film, der im Polizeimilieu von Los Angeles spielt. Alle in größtmöglicher Lautstärke.

Zurück in Havanna. Das war nicht vorgesehen, der verspätete Weiterflug bietet uns aber jetzt die Möglichkeit, unsere ersten Eindrücke noch mal zu sortieren. Ein nicht registriertes privates Taxi, das fast auseinander fällt, bringt uns zu unserem Quartier zurück. Marta hat unser Zimmer bereits vorgekühlt. Weil es schon spät ist und wir uns in der dunklen Wohngegend, in der unser Quartier liegt, nicht noch einmal auf den Weg machen wollen, gehen wir zum Essen wieder in das teure *Paladar* nach nebenan. Für ein ziemlich gewöhnliches Hühnergericht berechnen sie mir 18 *Konvertibles*. Es ist nicht begreiflich, was dieses Restaurant für die Oberschicht so anziehend macht. Immerhin, es sind vornehm ausgestattete Räume, die Villa macht einen noblen Eindruck und ist von außen auch nicht einzusehen.

Vielleicht war es diese scheinbar sichere Abgeschlossenheit, die uns dazu brachte, die gewohnte Vorsicht zu vergessen, und uns ein kleines, immerhin aber erfolgreich bestandenes Abenteuer bescherte. Wir hatten unsere Mahlzeit in einem der kleinen Räume des Restaurants schon beendet, als sich drei junge Leute – ein Mann, zwei Frauen – an unseren Nebentisch setzen. Die Frauen sind ein bisschen nuttig gekleidet, aber sonst ist wenig Auffälliges an den Dreien. Sie scheinen jedoch mit ihrem Platz nicht zufrieden zu sein, schauen unruhig umher und auch öfters zu uns herüber. Schließlich stellt sich eine der Frauen in den etwa 1 Meter von unserem Tisch entfernten offenen Türbogen, der zum nächsten Raum führt. Sie hält Ausschau, so scheint es uns jedenfalls, ob im Nebenraum ein Tisch frei wird.

F. hatte keine Tasche, sondern nur ihr Portemonnaie und unsere Zimmerschlüssel mitgenommen und beides, ganz gegen ihre Gewohnheit, vor sich auf den Tisch gelegt. Auf einmal beugt sich die Frau am Nebentisch zu uns herüber und fragt F. nach der Uhrzeit. Sie nimmt F's Arm, anscheinend, um das Ziffernblatt besser lesen zu können. Kaum hat sie die Uhrzeit abgelesen, beendet das Trio, scheinbar unzufrieden mit der Speisekarte, den Restaurantbesuch und wendet sich zum Ausgang. Im selben Moment aber springt auch F. auf und stürzt ihnen hinterher. Aufgeregt ruft sie: „Mein Portemonnaie ist weg! Sie haben mein Portemonnaie!“ Während sie mir zuruft, noch mal zu überprüfen, ob das Portemonnaie wirklich nicht mehr da ist, gelingt es ihr, vor den Dreien den Ausgang zu erreichen. Sie stellt sich vor die Tür und blockiert den Ausgang. Ich komme hinzu. F. fordert die Bande auf, das Portemonnaie herzugeben, vorher gebe sie die Tür nicht frei.



Noch sind Handys wenig verbreitet in Kuba.

Angestellte eilen herbei, unsere Kellnerin verschließt die Tür, die nach draußen führt. Ich drohe damit, die Polizei zu holen. Die Drei lamentieren und beschweren sich lautstark, zeigen auch ihre Portemonnaies vor. In der Tat sind diese bis auf ein paar kubanische Pesos leer – aber es sind eben ihre Portemonnaies. Jetzt kommt noch einer der Köche hinzu, ein Mann von beeindruckender Statur, der sich vor der Küchentür aufbaut. Sie tun weiter so, als hätten sie mit der Sache nichts zu tun. Aber F. gibt nicht nach. Sie ist sich absolut sicher, dass der Mann das Portemonnaie hat: „Das Portemonnaie her, sonst kommt ihr hier nicht raus!“ Welchen Ausweg haben sie jetzt noch? Endlich zieht der Mann F's Portemonnaie aus seiner Tasche. Mit grimmigem Gesicht reicht er es ihr. Die Kellnerin schließt die Tür auf, die Bande macht, dass sie fortkommt. Im Restaurant verbleibt alles in heller Aufregung, alle reden laut durcheinander, die Kellnerin tätschelt mir beruhigend den Arm. Uns erstaunt, dass niemand auf die Idee gekommen ist, die Polizei zu rufen. Steckt die Bande mit den Angestellten unter einer Decke? Oder will das Restaurant nur keinen Ärger mit der Polizei?

Im Portemonnaie befanden sich ca. 70 Euro. Wir schlafen gut in dieser Nacht.

### Sonntag, 7. August / Havanna.

Trotz des gestrigen Abenteuers freuen wir uns, Havanna wiederzusehen. Wir bummeln durch die Altstadt, kaufen Andenken (ein altes Nummernschild, das mir ein Mann in einem dunklen Hausflur verkauft, handle ich von 10 auf 6 *Konvertibles* herunter) und genießen das großstädtische Flair, das sich doch sehr von Trinidad unterscheidet. Doch immer wieder müssen wir vor der gnadenlosen Hitze Zuflucht in den gekühlten Hotels suchen. Erstmals der Gedanke, dass es zu heiß sein könnte für einen Urlaub. Am späten Nachmittag sitzen wir noch ein Stündchen auf der schattigen *Plaza de Armas*. In „unserem“ Restaurant erkennt uns der Kellner wieder und begrüßt uns freundlich. Eine vierköpfige Musikgruppe spielt auf.



Abschied von Kuba.

Ihr Chef, ein älterer Herr mit Brille, sieht aus wie ein Buchhalter, hat aber eine wunderbar knarrende Stimme. Die beeindruckende Musikalität der Kubaner erinnert mich an die Philippinen – wie leider auch die Qualität des Essens.

Während wir zum Abschied noch einen Cocktail schlürfen, feiert und lärmt neben uns eine ausgelassene Gruppe schick gekleideter Kubaner und Mexikaner. Ab und zu fallen die Namen „Cancún“ und „Playa del Carmen“. Dorthin werden wir

morgen aufbrechen! Wir freuen uns auf Mexiko. Bei den sichtlich gelangweilten Musikern bestellt sich die Gruppe den *Song of Che*, das *Lied vom Commandante Che Guevara*, das ich in der wunderbaren Verfremdung des *Liberation Music Orchestra* kenne. Wenn die Strophen in dem lang gezogenen „Che Guevaaaaaara“ enden, grölen alle mit. Nach Revolution sieht die Gruppe freilich ganz und gar nicht aus. Als wir gehen, fragt uns einer, der mal in Deutschland war, nach dem Unterschied zwischen einem Eisbein und einer Schweinshaxe.

### **MEXIKO – TEIL 1.**

### Montag, 8. August / Havanna-Playa del Carmen.

Am 12. Tag unserer Reise brechen wir also nach Mexiko auf, leider jedoch nicht per Schiff, wie wir es uns erträumt hatten. Die Zeit für Kuba hat uns fürs Erste gereicht, fast sind wir des

Lands am Ende ein wenig überdrüssig geworden. Jedenfalls freuen wir uns auf etwas Neues.

Der Flughafen von Havanna: ein liches, freundliches Gebäude. Doch man spürt, wie isoliert Kuba in der Welt ist. Nur wenige Auslandsflüge starten von hier. In Europa werden Mailand, Madrid und Moskau angeflogen. Die benachbarten USA kann man nur mit Umweg über Montreal, Cancún oder Panama erreichen. Welch ein Irrsinn ist dieser Boykott der Amerikaner!

Lässige Kontrollen. F. ist beunruhigt, ob man unsere Reservierungsbons in Tickets umtauschen wird. Auf der Suche nach der richtigen Ausgabestelle geraten wir versehentlich in die internen Verwaltungsbereiche. Schließlich stellen wir uns zu den anderen Wartenden vor den Abfertigungsschalter. Als F. mit den Zetteln wedelnd aus der Schlange tritt, schießt endlich ein Typ auf uns zu, der uns mit allem Notwendigen versorgt. Wir stehen noch eine endlos lange Zeit in der Schlange, weil die Computer ausgefallen sind.

Endlich hebt der Flieger ab. Die klapprige, alte Maschine flößt nicht gerade Vertrauen ein. Beim Starten und Landen und wenn der Kapitän Gas gibt, macht sie ein Mordsgetöse. Weiße Schwaden kalter Luft wabern durch den Raum, die Innenverkleidung droht in der nächsten Sekunde herauszufallen. Draußen während des ganzen Flugs ein klarer, wolkenloser Himmel. Wir sehen die Insel vorbeifliegen, aber der Genuss ist ein wenig getrübt. Nach 90 Minuten landen wir wohlbehalten in Cancún, froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Viva Mexico! Auf dem wohlsortierten, sauberen Flughafen kommt es uns vor, als wären wir in einer anderen Welt gelandet. Kuba ist weit entfernt, und, welch eine Erleichterung, es gibt



Strand in Playa del Carmen.

keine Furcht einflößende Grenze mehr! Die Abfertigung verläuft schnell und reibungslos. Auch am automatischen Zufallsgenerator, der darüber bestimmt, wer seinen Koffer öffnen muss, kommen wir bei Grünlicht unkontrolliert vorbei. In der Ankunftshalle finden wir gleich eine ATM mit *Maestro* (und

ohne Kommission!), und auch der Busanschluss nach Playa del Carmen ist gut organisiert und leicht zu finden. Der geräumige, komfortable Bus fährt nach wenigen Minuten ab.

Mit den ersten mexikanischen Pesos in der Tasche erreichen wir nach rund 50 Minuten Busfahrt unser Ziel. In Playa del Carmen wollen wir einen kleinen Zwischenstopp einlegen, um die Strecke nach Belize und Guatemala etwas komfortabler zu gestalten. Natürlich wollen wir auch Tulum besichtigen, die nahe gelegene Mayastätte am Meer. Es gibt einiges Hin und Her, bis wir ein Quartier gefunden haben. Das eine Hotel ist uns zu teuer, das andere zu ranzig, schließlich landen wir in der angenehmen, um einen begrünten Innenhof gruppierten *Posada Barrio Latino*, wo uns zwei freundliche Hunde neugierig empfangen. Vor den lehmverputzten Apartments im Erdgeschoss befinden sich kleine steinerne Terrassen, auf denen Hängematten für die Gäste installiert sind. Allerdings bekommen wir für immerhin 550 Pesos, was etwa 40 Euro entspricht (100 Pesos = 7,50 Euro), nur noch einen weit hinten gelegenen kleinen Verschlag mit einem Strohdach und kahlen, grauen Lehmwänden. Mexiko hat jetzt Ferien, hat man uns erklärt, deshalb die hohen Preise.

Die Stadt mit ihren schnurgeraden Straßen ist wie die gesamte Küstenregion in Yucucatán in den letzten Jahren rasant gewachsen, heute hat sie etwa 50 000 Einwohner. Unser *Guide* verhiess uns Playa jedoch als angenehmer und auch preiswerter als das großstädtisch-mondäne Cancún, das ebenfalls viel von Amerikanern besucht wird. An der Hauptstraße, die



Echse in Tulum.

zur Fußgängerzone umgewandelt wurde, reiht sich ein Touristenshop, ein Restaurant an das andere. Altes sehen wir kaum noch, die Zeiten, als Playa als kleines Fischerdorf noch ein Geheimtipp für Rucksacktouristen war, sind lange vorbei. In einer Bar trinken wir zur Begrüßung, wie es sich für Mexiko gehört, einen *Tequila Sunrise*. Scharen von Touristen flanieren an uns vorbei, die meisten sind Amerikaner. Manche kommen leger in Badehose, das Handtuch über

die Schultern geschlagen, oder locker in Wickeltücher drapiert direkt vom Strand. Die Stimmung ist entspannt, wie überall auf der Welt in solchen Badeorten. Sonne, Alkohol, braun gebrannte Körper, die Luft riecht nach Sonnenöl und Sex. Dazu die unvermeidliche einheimische Folklore, indianisches Kunsthandwerk in den Läden, und vor uns baut ein alter, runzlicher Zylophon-Spieler, auf ein paar Pesos hoffend, sein tragbares Instrument auf. Wir schlürfen in aller Ruhe unsere Drinks. Obwohl stark touristisch, hat die Stadt Atmosphäre.

Nur wenige Schritte von der Hauptstraße entfernt liegt der schmale, von felsigen Abschnitten durchbrochene, wunderbar weiße Strand. Nach einem erfrischenden Bad legt F. hier erneut eine Kostprobe ihrer Umkleidekunst ab. Wenige Meter entfernt hat sich ein alter Mexikaner auf einem Stein niedergelassen und genießt das Schauspiel.

Abends ein abseits des Touristenrummels gelegenes Restaurant am Meer. Einige Tische stehen direkt im Sand. Ich esse einen ganzen Fisch, der mit Gemüse (Tomaten, Bohnen etc.) in Alufolie gedünstet wurde. Köstliches, zartes Fleisch. Nach dem Essen wandern wir noch ein wenig im Dunkeln den Strand entlang, bis uns eine mondäne Ferienanlage den Weg versperrt. An dämmerigen Swimmingpools vorbei, in denen sich Lichterketten spiegeln, Tischtennis spielende Touristen bestaunend (bei der Hitze!), schlagen wir uns durch die weitläufige Hotelanlage zur Straße zurück.

Noch mal auf die Promenade, Leute gucken. Ein köstlicher *frozen* Daiquiri. Hier gibt es meinen Lieblingscocktail nicht mehr nur mit Limone wie in Kuba, sondern auch mit anderen Früchten, zum Beispiel mit Erdbeere. Es geht also weiter mit den Cocktails. In diesem Urlaub trinke ich so viele wie in meinem ganzen Leben nicht.

Beim Schlafen schützt uns eine 40 cm hohe Moskitolampe mit bläulich kalt leuchtenden Neonröhren, an denen die Moskitos mit einem hässlichen kleinen Knall zerplatzen. Wie schon in Kuba bleibt es trotzdem notwendig, sich nachts einzureiben. Durch die Zeitverschiebung zu Kuba haben wir eine Stunde gewonnen. Das macht es uns leichter, morgen früh zeitig nach Tulum aufzubrechen. Wir müssen um 7 Uhr aufstehen.

#### Dienstag, 9. Februar / Playa del Carmen (Ausflug nach Tulum).

Unruhige Nacht auf dem schmalen Doppelbett in unserer engen Kammer. F. hat einen Albtraum. Ich bin erschossen worden. Während sie sich noch ihrem Kummer hingibt, hört sie aber, dass ich doch weiterlebe, und zwar als Reinhard. Sie ist entsetzt, dass ich ihr nicht erzählt habe, dass ich nicht tot bin. Noch nach dem Aufstehen sieht sie ganz traurig aus. Aber das kleine, gute Frühstück mit Tee und Croissants holt sie in den Tag zurück. Die auf einem Aushang annoncierten frischen Früchte gibt es um diese frühe Zeit allerdings leider noch nicht.

Nach Tulum nehmen wir nicht wie touristenüblich den teureren Bus, sondern fahren mit dem *collectivo*, den die Einheimischen benutzen. Das klappt wie am Schnürchen. Man wartet in einer langen Schlange am Straßenrand, und im Sekundentakt fahren die Minibusse vor, die auch nicht überbelegt werden, wie F. befürchtet hatte. Für die knapp einstündige, air-congekühlte Fahrt zahlen wir zusammen 50 Pesos.



Ruinen in Tulum.

Tulum ist eine weitflächige Anlage, die ringsum von einer Mauer geschützt wird. Mächtige steinerne Ruinen legen Zeugnis ab von der großen Zeit der Mayas. Der Ort besticht vor allem durch seine wunderbare Lage auf einem Felsplateau hoch überm Wasser. Von den Kalksteinklippen geht es steil zum Meer hinunter, über das sich ein weiter Blick bietet. Von hier aus haben die Mayas einen in-

tensiven, großräumigen Seehandel betrieben. Heute quälen sich Scharen schwitzender Touristen im Bikini oder in anderen luftigen Gewändern über das schattenlose Gelände. Die vom Meer her wehende Brise kann die sengende Hitze nur wenig mildern.

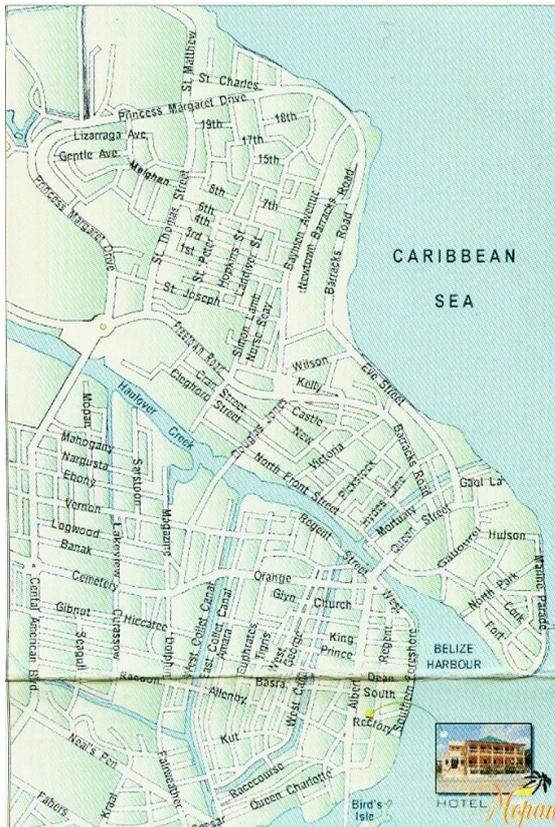
Gegen Mittag sind wir zurück in Playa. Kleines Mittagessen in einem Volksrestaurant abseits des Touristentrubels. Die minderjährige Tochter, die ein wenig hilflos und ängstlich ist, weil sie uns nicht verstehen kann, bedient uns, bis ihr die Mutter zu Hilfe eilt. Dann stillt diese am Nebentisch wieder ihr Baby und kümmert sich nicht weiter um uns. Ihr Mann sitzt dabei und liest Zeitung. Es gibt leckere *Burritos*, gefüllt mit Hackfleisch, dazu Spaghetti und, wir hatten ihn schon beinahe vermisst, den wohlbekannten schwarzen Bohnenbrei. Mit 4 Getränken zahlen wir zusammen 100 Pesos.

Nachmittags Schwimmen, Dösen, Relaxen, ein typischer Strandtag. Wir besorgen die Karten für die Weiterfahrt nach Belize City (330 Pesos). Abends wieder ins selbe Restaurant wie gestern. Aber kaum haben F. ihren halb verbrannten Fisch und ich meine köstlichen Shrimps in Knoblauchsauce zu essen begonnen, räumen die Kellner – es ist kurz vor 21 Uhr! – mit lautem Getöse die Tische und Stühle zusammen. Unsere lautstarke Beschwerde nützt nichts, die anderen Gäste sind auch bereits gegangen, wir sind die Letzten. Gestern hat uns offensichtlich die Zeitumstellung, die wir erst spät registriert haben, so früh im Restaurant landen lassen, dass uns dieses Drama erspart blieb. Verärgert lassen wir uns sogar einen einzelnen Peso Rückgeld zurückgeben.

## **BELIZE.**

Mittwoch, 10. August / Playa del Carmen-Belize City.

Um 7.15 Uhr brechen wir in Richtung Belize auf. Der geräumige, stark heruntergekühlte Bus schaukelt uns entlang der Küste Yucatáns durch eine öde Landschaft. Die zwischen dem Golf von Mexiko und dem Karibischen Meer gelegene mexikanische Halbinsel, die größtenteils aus Kalkstein besteht, ist landschaftlich höchst reizlos. Wie schon auf der Strecke nach Playa del Carmen beherrscht ein eintöniger, flacher Buschbewuchs, der der korsischen *Macchia* ähnelt, das Bild. Das Kapital, mit dem die Menschen hier an der so genannten *Riviera Maya* gleichwohl wuchern können, sehen wir jedoch auch. Überall zweigen kleine Stichstraßen ab, die zu den direkt am Strand gelegenen Orten führen. Riesige Plakate werben für *Fun & Adventure* und luxuriöse *Beach Resorts*. Anscheinend ist kaum noch ein Kilometer der weißen Strände, für die die Küste berühmt ist, frei von solchen touristischen Highlights. Während ich diese Aufzeichnungen überarbeite, hat indes erneut ein Jahrhunderthurrikan diesen



Nächste Station: Belize City.

Küstenstreifen schwer getroffen. Cancún und Playa del Carmen standen zum Teil meterhoch unter Wasser, an der gesamten Küste Yucatáns ist kaum ein Stein auf dem anderen geblieben. Wir hatten Glück, dass wir Kuba und Yucatán in einer ruhigen Zeit besuchen konnten, die Stürme haben dort in diesem Jahr so wild gewütet wie kaum je zuvor.

An einer Zwischenstation verkauft uns eine Straßenverkäuferin leckere *Tortillas*, die mit Käse und Tomaten und ein paar Scheibchen Avocados belegt sind. Was allerdings genau der Unterschied ist zwischen all diesen lecker gefüllten Wickelgebilden namens *Burrito* oder *Tortilla* oder wie sie alle heißen, habe ich noch nicht ergründet.

Gegen Mittag erreichen wir die mexikanische Grenzstadt Chetumal, wo wir umsteigen müssen. Doch unsere Hoffnung auf raschen Anschluss trägt, erst um 15 Uhr fährt ein Bus weiter nach Belize City. Im Wartesaal kommen wir mit einem jungen polnisch-schweizerischen Backpackerpärchen ins Gespräch, das uns ein paar nette Geschichten von Kuba erzählt. In Havanna wurden sie auf offener Straße von einer mehrköpfigen Bande beraubt, der Typ

wurde dabei geschlagen. Auf dem Polizeirevier, wo sie 5 Stunden warten mussten, hätten Touristen wahre Horrorgeschichten berichtet. So habe ein Gangster einem Mädchen von hinten die Beine weggerissen, während sein Kompagnon ihr die Wertsachen wegnahm. Im gähnend leeren Obergeschoss nehmen wir ein kleines Mittagssmahl zu uns. Vor dem lärmenden Fernseher sitzt ein einsames mexikanisches Arbeiterpaar schweigend beim Essen.

Von dem riesigen Busterminal starten Busse in alle Ecken Mexikos, sogar nach Mexico City, was länger als 24 Stunden dauert. Die Strecken werden von verschiedenen Busgesellschaften bedient, die ihre Tickets aber praktischerweise über gemeinsame Schalter verkaufen. Die großen Busbahnhöfe in Mexiko, von denen Busse aller Preisklassen, einfache, aber auch sehr luxuriöse, abfahren, erinnern mich an Thailand.

Der Bus nach Belize City wird von einer belizischen Busgesellschaft betrieben. Er ist um einiges älter und klappriger als der mexikanische Bus, der uns nach Chetumal gebracht hat. Wir sehen viele Schwarzen, aber auch ein paar Chinesen sitzen im Bus. Vor der Grenze kommt ein Typ, mit einem Bündel von Geldscheinen wedelnd, durch die Reihen. Er bietet uns an, Pesos in Belize-Dollar umzutauschen, was wir aber ablehnen. An der Grenze müssen wir zweimal aussteigen, auf der mexikanischen Seite ohne Koffer nur zur Passkontrolle; auf der belizischen Seite wird der Bus mit allem Gepäck komplett entladen. Der Zoll winkt uns jedoch schnell durch, die Grenzbeamtin spricht F. sogar freundlich auf Deutsch an. An-

dere Koffer werden dagegen gründlich durchsucht. Während der Grenzübertritt für uns kostenlos ist, muss ein Schweizer 50 Dollar Visagebühr bezahlen. Die Schweiz unterliegt der Visapflicht.

Öde Strecke durch ein flaches Land, das größtenteils agrarisch genutzt wird. Unscheinbare Orte, Holzhäuser, ein paar chinesische Geschäfte oder Restaurants. Nach gut 3½ Stunden



Belize City. Blick auf den Bootshafen.

erreichen wir Belize City. Im Busbahnhof wollen wir gleich die Weiterfahrt nach Flores klar machen. In dem schmutzigen, heruntergekommenen Gebäude lungern wenig vertrauenswürdige Gestalten herum, Fahrkarten nach Flores werden hier nicht verkauft. Der Taxifahrer fährt uns weiter zur *Watertaxi-Station*, aber dort hat der Schalter schon geschlossen.

Nach der spartanischen Unterkunft in Playa del Carmen entschließen wir uns, ein besseres Hotel zu nehmen. Doch die Herberge, die wir uns ausgesucht haben, existiert nicht mehr. Der Taxifahrer fährt uns zu einem anderen Hotel direkt am Meer, das mir aber zu abgelegen ist. Schließlich finden wir für 55 US-Dollar (+9% Tax) ein von der Musik einer leisen Air-Con umsäuertes Zimmer im *Hotel Mopan*, einer zweistöckigen Villa mit rundum laufenden Holzveranden, die zentral in der Altstadt westlich des *Haulover Creek* liegt. Der Taxifahrer knöpft uns nach den vielen Stationen 10 Belize-Dollar für seine Leistung ab, was etwa 5 US-Dollar entspricht. Für die ursprünglich vereinbarte Fahrt wollte er nur 3 Belize-Dollar

haben.

Nahe unserem Hotel finden wir ein Restaurant in der *King Street*, wo wir in einem kleinen, lauschigen Hof sitzen. Über die hohe Mauer, an der unser Tisch steht, reckt sich eine Palme mit symmetrisch in Fächerform aufgestellten Blättern. Ich esse ein *Pepper Steak*, klein geschnittenes, pfeffriges Fleisch in einer würzigen Soße, die dem Namen des Gerichts alle Ehre macht. Zusammen bezahlen wir für Essen und Trinken 66 Belize-Dollar.

Ein launiger Schwarzer am Nebentisch versucht vergeblich ins Gespräch mit uns zu kommen, aber wir verstehen ihn kaum. Die Verkehrssprache in Belize ist Englisch, das mit einem schwer verständlichen Akzent gesprochen wird. Nach den Tagen in Kuba und Mexiko berührt es seltsam, hier englische Töne zu hören. Dahinter verbirgt sich eine Geschichte ganz eigener Art, die von der Außenseiterrolle des belizischen Staats in einem ringsum spanisch geprägten Umfeld handelt. Nicht nur die Sprache zeigt das. Wir merken es am nächsten Tag auch, als wir versuchen, unsere mexikanischen Pesos einzutauschen. Dies sei leider nicht möglich, erklärt uns die Bankangestellte, Verbot der Regierung. Sie erzählt uns, dass die Regierungspolitik erhebliche Probleme für den kleinen Grenzverkehr mit Mexiko mit sich bringe. Deshalb also der Geldwechsler im Bus. Sämtliche belizischen Geldscheine und auch die Münzen zeigen das Portrait der britischen Königin. Obwohl Belize 1981 als letzte briti-

sche Kolonie zu einem souveränen Staat wurde, ist Queen Elizabeth durch die Zugehörigkeit zum *Commonwealth* formell immer noch das Staatsoberhaupt.

Belizes Verbindung zum früheren Mutterland weist weit in die Geschichte zurück, bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Damals begannen schiffbrüchige englische Seeleute und Piraten mit der Kolonisierung des unwirtlichen, nur dünn von Mayas besiedelten Küstenstreifens. Seit dem 18. Jahrhundert importierten die weißen Siedler in großem Umfang Sklaven aus Afrika und der östlichen Karibik. Diese wurden vorwiegend in der Holzwirtschaft eingesetzt, aus dem so genannten *Blauholz* wurde seinerzeit ein begehrtes Färbemittel für Wolle hergestellt. Dem setzte die Sklavenbefreiung 1838 ein Ende, doch bis heute prägen die Nachkommen der afrikanischen Sklaven das Bild Belizes. 1871 wurde das Land, das bis zur Unabhängigkeit *British Honduras* hieß, zur britischen Kronkolonie erklärt.

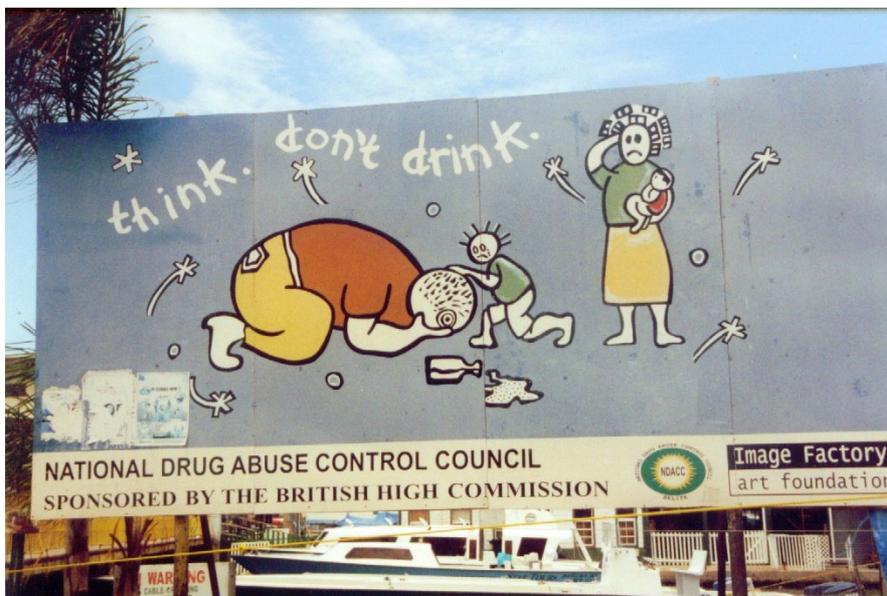
England war für Belize nicht nur ausbeuterische Kolonialmacht. Das britische Mutterland bot auch Schutz vor einem von Anfang an feindlich gesonnenen Umland. Die britischen Siedler hatten lange Zeit unter den Angriffen der benachbarten Spanier zu leiden, die sich für den profitablen Edelholzhandel interessierten und das von ihnen kolonisierte Mittelamerika als ureigenes Territorium betrachteten. Nach dem Zusammenbruch des spanischen Kolonialreichs 1821 und dem Ende der *Zentralamerikanischen Förderung* 1839 erhob Guatemala als Rechtsnachfolger der spanischen Krone Anspruch auf das Territorium Belizes, der nur mit britischer Hilfe abgewehrt werden konnte. Erst 1991, nach vielen Konflikten, erkannte Guatemala, das einen Zugang zum Karibischen Meer anstrebte, die Unabhängigkeit Belizes an, doch die Beziehungen sind bis zum heutigen Tag voller Spannungen geblieben.

Erneut müssen wir die Uhr um eine Stunde zurückstellen.

#### Donnerstag, 11. August / Belize City.

Eine wunderbar erholsame Nacht. Nach den stressigen Nächten in Playa del Carmen schlafen wir richtig gut aus.

Für je 15 US-Dollar besorgen wir uns die Tickets für die Fahrt nach Flores. Ausgedehnter Spaziergang durch die Hafenstadt, in der einst die Blauholzstämme auf britische Segelschiffe verladen wurden. Die Stadt gefällt mir auf Anhieb, während F. keine rechte Beziehung zu



Belize kämpft gegen Alkoholmissbrauch.

ihr entwickeln kann. Sie fühlt sich unsicher, auch fehlt ihr das Großstädtische. Davon hat Belize City, das mit 80 000 Einwohnern eher ein kleines Provinznest ist, in der Tat so gut wie nichts. Touristen fahren hier meist nur wegen der vorgelagerten Cayes mit ihren legendären Riffs oder wegen der Mayastätte in *Caracol* durch. Im nahe gelegenen Regenwald, der gezielt für den Öko-Tourismus aufbe-

reitet wird, lässt sich zudem gut *wildlife* beobachten. Mich fasziniert die entspannte karibische Atmosphäre, die die Stadt prägt. Die Lage am Karibischen Meer und am Haulover Creek, der die Stadt in zwei Teile schneidet, ist bestechend.

Die beiden Hälften der Stadt werden durch die enge, stark frequentierte *Swing Bridge* verbunden, an der ein Bootshafen und ein dreistöckiges Marktgebäude liegen. Angeblich geht jeder Hauptstädter mindestens einmal am Tag über die gusseiserne Brücke, was bei der Größe der Stadt auch gut vorstellbar ist. Im Marktgebäude lockt uns ein Schild *Big Daddy's Dinner* ins 2. Obergeschoss. Ich bekomme ein lupenrein amerikanisches Frühstück mit *Fryjack* (eine Art frittiertes Pfannkuchen) und Rührei mit Speck vorgesetzt, dazu einen großen Becher Nescafé und ein riesiges Glas frischen Zitronensaft. Von den großen Fenstern haben wir einen wunderbaren Ausblick über den Bootshafen und die *Swing Bridge*.

1931 und 1961 zerstörten Hurrikans, die bis zu 5 Meter hohe Flutwellen brachten, große Teile der Stadt. Trotz der Verwüstungen, die sie anrichteten, sind noch viele der alten Holzhäuser erhalten, die auf Pfählen gebaut wurden. Weiß gestrichene Lattenzäune trennen die Grundstücke von der Straße. Mit ihren Freitreppen und offenen Veranden erinnern mich die Bauten an den Süden der USA. Manche Häuser sind allerdings schon sehr heruntergekommen, Dächer und Wände sind mit Wellblech geflickt. Auf den Veranden schaukeln Menschen im Schaukelstuhl. Manche winken uns freundlich zu, auch auf der Straße grüßen uns einige. An einem kleinen Kanal warnt ein Schild à la Singapur: Wer etwas hineinwirft, muss 500 bis 2000 Belize-Dollar Strafe bezahlen. Und überall gemähte Rasen: *very british* in der Tat! Hoch über der Stadt kreist mit eindrucksvoller Silhouette ein Fregattvogel.

Auf den Straßen viele Schwarze. Manche tragen auffällige Rastafisuren. Schöne, hochgewachsene Frauen. Die Bevölkerung Belizes besteht außer aus Kreolen und Mestizen zu einem beträchtlichen Teil aus Nachkommen freigelassener afrikanischer und karibischer Sklaven. Belize zieht aufgrund seiner ausländer- und flüchtlingsfreundlichen Politik zudem viele ausländische Flüchtlinge an. Ihr Anteil wird auf 20 Prozent geschätzt. *United Colors of Belize* heißt es deshalb auch scherzhaft von dem Land. Manchen nicht gerade vertrauenswürdig aussehenden Personen, die zahnlückig und zerlumpt daherkommen, möchte man allerdings nachts nicht unbedingt allein begegnen. Wenn sie beim Fotografieren ins Bild geraten, verdecken sie ihr Gesicht oder wehren heftig ab. F. erzählt, dass einer, der vermutlich auf Drogen war, sie mit ganz irrem Blick angesehen habe.



Straßengeschäft in Belize City.

Nach langem Suchen finde ich in einem vollgestopften Geschäft – *they sell everything*, hatte man uns gesagt – endlich einen *sticker* für meinen Koffer. F. kauft für 4 US-Dollar eine riesige, rötlich schimmernde Muschel.

Die bescheidene *St. John's Cathedral*, die älteste anglikanische Kirche Mittelamerikas, wurde 1812 mit Backsteinen erbaut, die aus Europa als Schiffsballast hierher transportiert worden waren. Sie erinnert an englische Kirchen.

Bei brütender Hitze schlendern wir zur Südspitze des östlichen Stadtteils. Die Landzunge, auf der ein Leuchtturm steht, wird von einem alten, wunderbar gepflegten Hotel bewacht, einem wahren großbürgerlichen Refugium, das heute zur *Raddison*-Kette gehört. Die matte Spätnachmittagsstimmung in den gedämpften, stillen Räumen des Foyers genießend, entspannen wir uns in den plüschigen, weichen Polstern, wir möchten gar nicht wieder aufstehen.

Ein letztes Mal die Karibik. In einem teuren Restaurant am Meer kühlt sich die *Haute Volée* der Stadt, unterhalten von einem schwarzen Klavierspieler, an der Air-Con, während wir un-

bedarften Touristen uns auf der Holzveranda in die brütende Hitze setzen, in die sich selbst die jungen Kellnerinnen nur ungern wagen. Doch das wunderbare Weiß des gestrichenen Holzes und der weite Blick übers Meer, wo fern am Horizont riesige Passagierschiffe ankern, entschädigen für alles.

In unserem Restaurant gönne ich mir heute Shrimps mit einer erneut wunderbar pfeffrigen kreolischen Soße. F. verspeist zum ersten Mal in ihrem Leben einen Lobster. Das durchaus trinkbare einheimische Bier namens *Belikin* - gebraut wird es in Ladyville: wie passend! - wird mit einem Serviettenhütchen serviert. Wie in Mexiko, wo oft noch eine Limonenscheibe in der Flasche steckt, gibt es keine Gläser zum Bier. Mit dem Hütchen bleibt es dann kühler! Doch um 21 Uhr ist das Bier ausgegangen, und als wir kurz darauf gehen wollen, ist die Tür bereits abgesperrt. Die Stadt ist menschenleer, die Bürgersteige sind hochgeklappt. Welch ein Unterschied zum kubanischen Rhythmus, wo das Leben erst spät am Abend beginnt! In Belize speist man früh, und die, die spät kommen, erhalten, so heißt es, nur noch die Reste. Wir gehen ins Hotel zurück, in der wie ausgestorbenen Stadt um diese Zeit noch spazieren zu gehen, ist nicht empfehlenswert.

## GUATEMALA.



Abschied von der Karibik.

## Freitag, 12. August / Belize City-Flores.

Um 9.30 Uhr soll unser Bus in Richtung Flores starten. Wir rollen mit unseren Koffern zur Watertaxi Station am Bootshafen. In dem düsteren Schuppen gibt es ein paar billige Kioske, in denen man auch Tickets kaufen kann. Von hier aus fahren die Boote, die direkt an die Station heranfahren können, zu den vorgelagerten Inseln. Mit 40 Minuten Verspätung wird unser Bus ausgerufen. Der Busfahrer, der uns abholt, führt uns, zwei einsame Kofferträger und eine Herde von Backpackern, einen halben Kilometer die staubige Straße entlang zum Bus. Als wir einsteigen, schlägt uns miefiger Gestank entgegen, es riecht wie ein zehn Tage nicht gelüfteter Schlafwagen. Offensichtlich ist der Bus schon eine Weile unterwegs und die Stoffsitze sind wahre Schweißsammler. Doch wir haben gute Plätze – und dies ist endlich mal wieder ein Bus mit offenen Fenstern!

Bis zur Grenze eine gut ausgebaute Straße, aber die Landschaft, wir kennen sie inzwischen schon, bleibt öde. Am Wegesrand fallen uns kleine Kirchen auf. An einigen Bussen findet man vorn statt des Richtungsanzeigers das Schild „God is the Lord“.

Am Rio Mopan erreichen wir den öden Grenzort Melchor de Mencos. Alle müssen den Bus verlassen, aber diesmal kann das Gepäck drinnen bleiben. Ein großes Gewusel von Leuten,



Flores. Blick auf den Petén-Itzá.

wir werden sofort von Geldwechslern umlagert, die uns anbieten, US-Dollar oder mexikanische Pesos zu wechseln, Letztere zu einem freilich hundserbärmlichen Kurs. Nach der Erfahrung in Belize wechseln wir trotzdem sicherheitshalber 500 Pesos. Seltsamerweise stellt einem der belizische Staat die Aus- und nicht die Einreise in Rechnung, wir bezahlen zusammen 37,50 Belize-Dollar. Die Kontrollen passieren wir aber ohne

Probleme. Von den Guatemalteken, die uns weitere 2 US-Dollar abknöpfen, erhalten wir endlich mal einen ansehnlichen Stempel in unsere Pässe. Bei den Kubanern, die eine separate Touristenkarte ausstellen, gab es gar nichts, und die mexikanischen Grenzer, auch hier den Thais ähnlich, benutzen nur einen unscheinbaren Handstempel.

Nach der Grenze wird die Straße deutlich schlechter. Das Land wird bergiger. Viel Wald, auf Weiden grasen Kühe, kleine Jungen zotteln auf Pferderücken den Weg entlang. Ärmliche Dörfer, die Hütten oft nur mit Stroh oder Wellblech gedeckt. Gegen 15 Uhr erreichen wir unser Ziel, das am Petén-Itzá-See gelegene Flores, das sich schon Kilometer vorher mit den ersten Ausläufern des Sees ankündigt. Am Eingang zu der Halbinsel, auf der das kleine Städtchen mit seinen 20 000 Einwohnern liegt, müssen wir in Minibusse umsteigen, große Busse dürfen nicht über den Damm fahren.

Im Hotel buchen wir gleich die Weiterfahrt nach Mexiko und den Transfer nach Tikal. Ich hatte bei meiner Reisevorbereitung beträchtliche Zweifel, ob wir Mexiko über die nördliche Route ansteuern könnten, die direkt durch den Regenwald des Petén nach Palenque führt. Der südliche Weg hätte uns einen mindestens zehnstündigen, beschwerlichen Umweg über Guatemala City beschert. Aber meine Befürchtungen waren grundlos, es gibt keinerlei Probleme, nach Palenque zu kommen.

Kleiner Bummel durch den Ort, der vom See her sanft ansteigt. Die Kleidung der Menschen hat hier nichts mehr von der Nachlässigkeit der Kubaner. Wir sehen auch wieder mehr Backpacker. Doch bis zum späten Nachmittag, wenn die Busse aus Tikal zurückkehren, flanieren nur wenige Touristen durch die malerischen kleinen Gassen mit ihren schmucken, bunt getünchten Häusern. An der höchsten Stelle des Orts laufen die Straßen in einem großen Kirchplatz zusammen. Hier, an der den Platz beherrschenden katholischen Kirche, sind die Einheimischen fast unter sich. Kinder spielen Ball, und ein paar billige Imbisse verkaufen für einen Spottpreis kleine Hühnergerichte, von denen wir freilich nicht kosten können, weil niemand in der Lage ist, unsere Geldscheine zu wechseln. Durch die schmalen Gassen, über denen jetzt langsam die Sonne untergeht, öffnet sich ein weiter Blick über den Petén-Itzá.

Abends ein schönes Restaurant mit Blick über den See, direkt neben unserem Quartier. Ich esse einen Fisch, der aus dem Petén-Itzá stammt und *Blanco* – Weißer – genannt wird. Dazu gibt es starkes, leckeres *Gallo*, das guatemalteckische Bier. Für das gesamte Essen bezahlen wir zusammen 280 Quetzal, was etwa 30 Euro entspricht.

### Samstag, 13. August / Flores (Ausflug nach Tikal).

Heute einer der Höhepunkte unserer Reise: der Besuch der alten Mayastätte Tikal, die als bedeutendste ihrer Art gilt. Wir stehen um 4.15 Uhr auf, um rechtzeitig um 6 Uhr im Park zu sein. Der Bus klappert, nachdem der Fahrbegleiter uns mit ein paar flotten Sprüchen aufgeladen hat, noch alle Hotels im Ort ab, natürlich will über kurz oder lang jeder Tourist Tikal aufsuchen. Nach einer knappen Stunde erreichen wir das Häuschen, wo die Tickets ausgegeben werden. Der Bus fährt aber noch weitere 20 Minuten, bis er das Kerngebiet des insgesamt 576 km<sup>2</sup> großen Nationalparks erreicht hat.



Im Dschungel von Tikal.

Mitten in den Urwäldern des Petén gelegen, ist Tikal mit seinen steil aufragenden Tempelpyramiden das größte und monumentalste Zeremonialzentrum des gesamten *Mundo Maya*. Die ersten Menschen ließen sich hier zwischen 800 und 600 v. Chr. nieder, seine Blütezeit erlebte Tikal zwischen 600 und 900 n.

Chr. Als es 1840 entdeckt wurde, war es vollständig vom Dschungel überwuchert. Nur ein paar steile Hügel ließen erkennen, wo früher mal die Pyramiden und Tempel gestanden hatten. Inzwischen haben die Archäologen im Zentrum der Stätte, die eine Fläche von 16 km<sup>2</sup> einnimmt, Überreste von rund 3000 Bauwerken gefunden. Vieles liegt aber noch unter dem Dschungel begraben.

Der Bus lädt uns mit einer halben Stunde Verspätung ab. Noch ein Kaffee und ein Sandwich in einem hektischen Restaurant, das nahe der Haltestelle die Touristen abfängt. Eine allein reisende Frau möchte sich uns anschließen, aber wir wimmeln sie mit schlechtem Gewissen ab. Zu Fuß machen wir uns auf den Weg, der direkt durch den Urwald führt. Eine zauberhaf-

te Morgenstimmung liegt über dem Wald. Langsam erwacht das Leben um uns herum. Große, bunte Falter umflattern uns, Vogelgezwitscher, ein lautes Grillenkonzert, uns umhüllt ein Teppich aus fremden, seltsamen Geräuschen. Noch sind wir fast allein. Ab und zu tauchen kleinere Ruinenkomplexe am Wegesrand auf, manche noch ganz von Gras überwachsen. Dann sind wieder weite Wege durch den Wald zurückzulegen.



Ruine in Tikal.

Ein anhaltendes, immer stärker werdendes, vielstimmiges Brüllen irritiert uns. Wir denken an die Wildkatzen, die es hier in wenigen Exemplaren noch geben soll. *Big Jaguar, looking for food*, grinst ein Wärter, den wir ansprechen, aber dann beruhigt er uns. Es sind Brüllaffen, die uns so erschreckt haben.

Die Erste der Pyramiden. Ich überwinde mich, und wir steigen eine schmale, nicht enden wollende steile Holztreppe, die aber Gott sei Dank an beiden Seiten Geländer hat, zum Gipfel hoch. Oben bietet sich ein grandioser, endlos weiter Blick über die grünen Wälder des Petén. Von farbenprächtigen Schmetterlingen umflattert, sitzen wir eine Weile auf den Steinen und genießen die Sonne, die langsam stärker wird. Von der Pyramide ist es nicht mehr weit zum Zentrum Tikals, der *Plaza Mayor*, einem großen, rechteckigen Zeremonialplatz, auf dem auch der berühmte *Große Jaguar* steht. Eine steile Treppe führt über neun stufenförmige Terrassen zu der Tempelpyramide hinauf, die mit ihren 52 Metern das Wahrzeichen der *Mundo Maya* ist. Besteigbar ist sie allerdings nicht. F. klettert stattdessen auf den Tempel II, der dem

*Großen Jaguar* gegenüber liegt. Mir ist der Aufstieg, der durch keine Geländer gesichert wird, zu steil. Hier ballen sich jetzt auch die Touristen.

Es liegt nahe, Tikal mit den einzigartigen Tempelanlagen von Angkor zu vergleichen. Auf den ersten Blick enttäuschen die Tempel hier ein wenig. Im Gegensatz zu Angkor sind kaum noch Figuren, Wandmalereien, Reliefs etc. erhalten. Sie haben schon vor langer Zeit ihren Weg in die Museen der Welt gefunden. Auch in Berlin-Dahlem lassen sich einige der alten Funde besichtigen. Die Lage mitten im Urwald ist allerdings ähnlich bestechend wie in Angkor. Der geheimnisvolle Zauber einer untergegangenen Welt liegt über den Wegen, auf denen man sich inmitten undurchdringlichen Grüns den zerfallenen Ruinen nähert. Wie die Tempel der Khmer musste auch Tikal erst wieder dem Dschungel entrissen werden, unter dem es viele Jahrhunderte begraben lag. Die Komplexität der Anlage, die Monumentalität der Gebäude in dem riesigen Ruinenkomplex lassen keinen Zweifel an der Macht und Bedeutung des Volks, das hier einst siedelte. Den mächtigen Khmer stand es in nichts nach.

Auf den Bus für die Rückfahrt wartend, setze ich mich auf eine Baumwurzel. Eine Touristin spricht mich an, sie macht mich auf ein Astloch direkt neben mir aufmerksam. Gut getarnt, lauert da eine große, schwarze, pelzige *Tarantula*.

Nachmittags Relaxen im Hotel, mit dem wir wieder einen echten Glücksgriff getan haben. Die noble, zweistöckige Villa, deren Vorder- und Hinterhaus auf beiden Etagen durch lange Gänge verbunden sind, liegt zwischen Hauptstraße und See. Vor unserem angenehm temperierten Zimmer im Obergeschoss eine große Terrasse mit Liegestühlen und weißen, schmiedeeisernen Möbeln. Von dort genießen wir einen weiten Blick über den Petén-Itzá. Ein schweres Gewitter zieht auf. Dunkle Wolken hängen über dem See, die sich in dicken

Tropfen entladen. Wunderbar, diese in unglaublicher Geschwindigkeit wechselnden Wetterstimmungen. Eben war Flores noch ein ruhiges Idyll. Das weite Wasser vor Augen, hatte ich auf der Terrasse gegessen und gelesen. Jetzt schwimmt der See fern am Horizont, wo ihn die Wälder des Petén umgrenzen, grau im nebligen Dunst.



Die Hauptstraße in Flores.

Sonntag, 14. August / Flores.

Entspannter Tag, der nach ausgiebigem Schlaf spät beginnt. Frühstück mit Pfannkuchen und Früchten am Straßenrand vor einem Hotel. Um uns herum putzt noch die Tochter des Hauses. Eine abgerissene Deutsche mit Alkoholfahne bettelt uns um Geld an. Ihr

Mann sei tödlich verunglückt und sie sei hier hängen geblieben.

Wir bummeln durch die schmalen Gassen mit ihren bunten Häusern. F. stöbert in den dunklen Läden, die bis zur Decke vollgestopft sind mit den farbsatten Schals und Tüchern der guatemaltekischen Indios. Während die Verkäuferinnen geduldig ihre Schätze vorführen, liegt irgendwo hinten auf dem Boden ein Baby und plärrt vor sich hin. Wie in Mexiko bleiben die Ladenverkäuferinnen hier auch dann freundlich, wenn man ihnen nichts abkaufen will und weiterzieht.



Bunt getünchte Häuser prägen das Straßenbild.

Ich werfe einen Blick ins Internet. Was macht die Bundesliga? Bei einer *Limonada natural* schreiben wir auf der Terrasse eines Hotelcafés Postkarten, bis erneut ein gewaltiger Platzregen über uns niedergeht. Ein Gewitter schickt grelle Blitze und heftige Donnerschläge über den See. Kurz zuvor lag noch gleißendes Sonnenlicht

über der Stadt. Jetzt ist sie voller Regenpfützen und von den Wellblechdächern tropft es unaufhörlich. Doch zwischen den dichten Wolken sind schon wieder die ersten blauen Stellen zu entdecken und bald wird die Sonne wieder scheinen.

Die Briefmarken, die wir gekauft haben, haften nicht auf den Postkarten. Gemeinsam mit einem hilfsbereiten Mädchen an unserer Rezeption kleben wir jede Marke (2 pro Karte) einzeln mit einem Kleber auf die Karten.

Schöne, einstündige Bootsfahrt über den See und um die Stadt herum. Das schmale Motorboot ist mit einer Plane gegen Wind und Wetter geschützt. Der sympathische junge Bootsführer, der auch der Besitzer des Boots ist und ein angenehmes, offenes Gesicht hat, versucht uns auf Spanisch alles Mögliche zu erklären. Der See ziehe sich über 30 km hin und sei bis zu 50 Meter tief, erläutert er uns. Er spricht so langsam und nimmt notfalls Umschreibungen zu Hilfe, dass wir tatsächlich eine Menge verstehen. Durch die vielen Lehnworte aus dem Lateinischen und die Verwandtschaft des Spanischen mit dem Französischen und Italienischen war die Verständigung während dieser Reise bisher nirgendwo ein Problem. An einer Anlegestelle sehen wir Leute aus einem Boot steigen, das Gewehr geschultert. Wilderer, die im Dschungel jagen, erklärt uns der Führer. Hörner, Fell und Fleisch der erlegten Tiere verkaufen die Männer. Sie zerstören die Natur, sagt er resigniert, und die Polizei ist weit weg.

Die beschauliche Fahrt bietet keine spektakulären Höhepunkte, aber wir genießen die schönen Blicke auf den Ort, den die weiße Kirche mit ihren zwei Türmen machtvoll überragt. Als F. noch ein Foto von unserem *Guide* machen will, gibt er sich mit einer pathetischen Geste als Maya zu erkennen. Zum Abschied wünscht er uns sehr ernst alles Gute für unser Leben. Offensichtlich haben wir ihm gefallen.

Abends wieder im selben Restaurant wie die beiden Tage zuvor. Zu meinem langen Spieß mit Gurken, Zwiebeln, Paprika, Tomaten, Speck und einem wunderbar zarten Fleisch gibt es Reis und ein köstliches Gemüse, das wir aber nicht identifizieren können. Es schmeckt ein wenig nach Kohlrabi. Wir zahlen inkl. Bier 240 Quetzal, also etwa 26 Euro.



Sonnenuntergang über dem Petén-Itzá.

## MEXIKO – TEIL 2.

## Montag, 15. August / Flores-San Cristóbal de las Casas.

Also wieder auf nach Mexiko, zum zweiten Mal in diesem Urlaub. Heute haben wir die bisher längste Fahrt während dieser Reise vor uns. Von 5.30 Uhr bis 19.30 Uhr sind wir 14 Stunden



Unterwegs in Guatemala: Las Cruces.

unterwegs. Am frühen Morgen, wir sind noch schlaftrunken, holt uns ein Kleinbus vom Hotel ab. Nur ein paar geschwätzige englische Rucksacktouristinnen begleiten uns. Wir fahren über eine holprige Sand- und Schotterpiste durch eine tiefgrüne, dicht bewaldete Hügellandschaft. Nach ein paar Stunden hält der Bus in einem öden Nest namens *Las Cruces*. Die Busse, die hier einen Zwischenstopp einlegen, machen sich gar nicht erst die Mühe, an den Straßenrand zu fahren, sie bleiben gleich mitten auf dem zentralen Platz stehen. An den staubigen Sandstraßen, die an dem Platz zusammenlaufen, vegetieren ein paar schäbige Geschäfte, Straßenrestaurants warten auf die Touristen, die hier alle paar Stunden ausgeladen werden. Ich schlendere über den Platz und durch die anliegenden Straßen und schieße ein paar Fotos. Ein „Bagno“-Schild führt mich in ein Haus, wo man, auf bedürftige Touristen spekulierend, ein paar rasch gemauerte Toilettenhäuschen in den Garten gestellt hat. Diese hoffnungslosen Orte für Raste und Zwischenstopps, die selbst nichts zu bieten haben, wo die Touristen nur eben mal für eine kleine Mahlzeit oder einen Toilettengang aus dem

Bus springen, ähneln sich vermutlich in allen armen Ländern der Welt. Welches Bild entwickeln die Menschen hier von den Fremden, die sie immer nur für ein paar flüchtige Minuten wahrnehmen können, die ihre Fotos schießen, ein bisschen Geld in den Imbissbuden lassen und dann schnell wieder verschwinden?

Weiter geht es, die Landschaft wird wieder flacher. Wir sehen viele *Fincas*, aber keine Gehöfte, die dazugehören. Auf den umzäunten Weiden grasen Rinder. Ein paar ärmliche Dörfer liegen am Wegesrand. Nach einer Weile erreichen wir den guatemalteckischen Grenzort



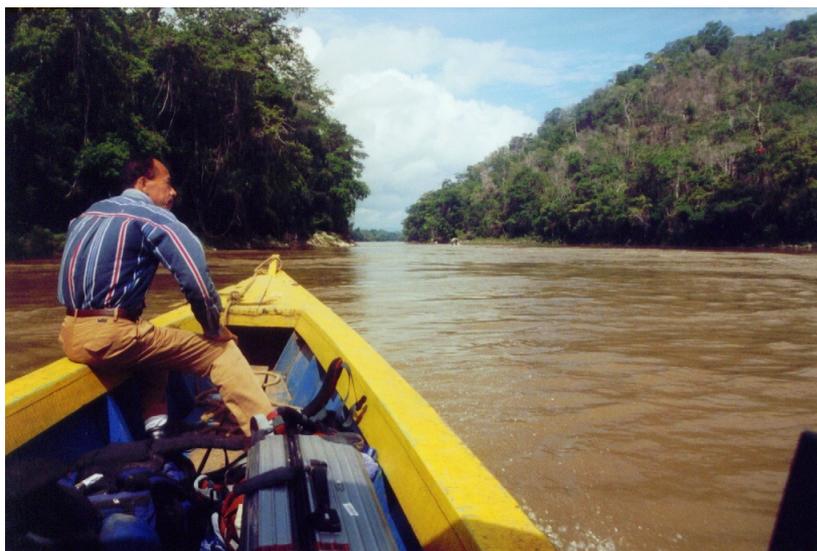
An der guatemalteckisch-mexikanischen Grenze in Bethel.

Bethel, eine Ansammlung schäbiger Baracken. Hier endet der erste Teil der Fahrt, der Bus lädt uns aus. Gleich wollen uns auch wieder Geldwechsler abfangen. Nach der problemlosen Grenzabfertigung müssen wir zum Rio Usumacinta, der hier die Grenze bildet, vorlaufen, dort warten schon Motorboote auf die Passanten. 15-minütige Fahrt auf dem Fluss durch eine zauberhafte Landschaft. Erinnerung an den Mekong. Im Grenzort Frontera Echeverria lädt das Boot uns ab. Wir müssen mit unseren Koffern noch ein paar hundert Meter vor-

laufen. Am Weg viele Buden, aber fast alle stehen leer. Die Grenzstation, eine kleine, weiß gestrichene Baracke, ist viel moderner als ihr Pendant auf der guatemalteckischen Seite. Wir sind zurück in Mexiko! Auch hier bekommen wir anstandslos unsere Stempel.

Wir werden in einen nagelneuen, bis auf den letzten Platz gefüllten Minibus verladen. Lange Fahrt durch die Berge und Wälder der mexikanischen Provinz Chiapas. So gut wie kein Auto begegnet uns, nur Militärfahrzeuge sind öfter mal zu sehen. Wir passieren mehrere Kontrollpunkte, die das Militär wegen der immer noch aufständischen Zapoteken-Indianer unterhält.

Gegen 13 Uhr kommen wir in Palenque an. Ursprünglich wollten wir hier notgedrungen übernachten, hatten zwischendurch aber Hoffnung geschöpft, dass wir es vielleicht doch in



Der Rio Usumacinta bildet die Grenze zwischen Guatemala und Mexiko.

einem Tag bis San Cristóbal de las Casas, unserem eigentlichen Ziel, schaffen könnten. Doch jetzt sehen wir, dass die Uhr durch die Zeitverschiebung eine Stunde vorgerückt ist, in Wirklichkeit ist es schon 14 Uhr. Das war es dann wohl mit unserem Anschluss nach San Cristóbal, denn auf einem handgeschriebenen Zettel sehen wir als Abfahrtszeit 13 Uhr annonciert. Egal, wir stellen uns auf gut Glück trotzdem am Schalter an, und siehe da, um 14.15 Uhr, also in gerade mal 10 Minuten, fährt doch noch ein Bus, der auf den offiziellen Fahrplänen nicht angezeigt wird. Welch ein Glück! In Palenque zu übernachten, hätte kaum Sinn gemacht, wenn man nicht die nahe gelegenen Mayaruinen besichtigen wollte, und dem haben wir Tikal vorgezogen. Wir wären morgen früh gleich weiter gefahren.

Also noch mal 5 Stunden Busfahrt, jetzt in einem vollklimatisierten, modernen Bus. Über die gut ausgebaute Straße quält sich der Bus die Serpentina hoch durch eine Landschaft, die immer bergiger wird. Schöne, weite Ausblicke. Inzwischen sind dunkle Regenwolken aufgezogen, weißer Dunst liegt über den Tälern. Wir fahren an armseligen Dörfern vorbei, auf den Bergkämmen versuchen ein paar einsame, spärlich beleuchtete Restaurants vor Einbruch der Nacht noch die letzten Autofahrer abzufangen. Chiapas ist die ärmste Provinz Mexikos. Aber wir sehen keine Wellblechhütten mehr wie in Guatemala.



San Cristóbal. Der Innenhof unseres Hotels.

Um 19.30 Uhr kommen wir in San Cristóbal de las Casas an. Die Stadt empfängt uns mit kühler Luft. Zum ersten Mal in diesem Urlaub muss ich mein T-Shirt gegen ein langärmeliges Hemd plus Unterhemd eintauschen. Mit unseren Koffern ziehen wir über den engen Bürgersteig die belebte Hauptstraße entlang über vier Blocks zu dem Quartier, das wir uns ausgesucht haben. Der Namensgeber des Hotels, der Dominikanerpater *Fray Bartolomé de las Casas*, nach dem auch die Stadt ihren Namen trägt, war Mitte des 16. Jahrhunderts für zwei Jahre als Bischof in San Cristóbal tätig. Er war einer der wenigen spanischen Geistlichen, der sich für die Rechte der Indios einsetzte. In ausführlichen Berichten schilderte er Kaiser Karl V. die Grausamkeiten der spanischen *Conquistadores*. Der schöne große Innenhof des Hotels mit den roten Steinplatten, einem plätschernden Brunnen und einem Arkadengang mit dunklen Holzsäulen überzeugt uns sofort, obwohl unser Zimmer, das im Erdgeschoss zum Innenhof hinausliegt, etwas düster ist. Der Zimmerpreis ist günstig: 224 Pesos.

Da wir spät dran sind, verlassen wir uns beim Abendessen auf die Empfehlung unseres Reiseführers. Aber das schicke Restaurant, in dem später noch Livejazz ertönt, ist für die gebo-

tene Qualität des Essens entschieden zu teuer. Morgen suchen wir wieder selbst! Gegen 23 Uhr fallen wir, reichlich erschossen von dem anstrengenden Reisetag, müde in unsere Betten. Trotz einer zusätzlichen Decke friere ich in der Nacht.

### Dienstag, 16. August / San Cristóbal de las Casas.

Frühstück an einem belebten Platz unter Arkaden. Hier reiht sich ein Volksrestaurant an das andere. Die Wirtin haut uns übers Ohr, für unser einfaches Frühstück knöpft sie uns viel zu teure 100 Pesos ab. Ich ärgere mich, weil ich nicht protestiere, obwohl ich es gemerkt habe. Wenigstens ist sie, wie F. bemerkt hat, rot dabei geworden.

Die quirilige, sehr lebendige Stadt gefällt mir. Es gibt zwar viele Touristen, aber da sie tagsüber in die Indiodörfer der Umgebung entschwinden, ersticken sie die Stadt nicht. Als Han-



Straßenbild in San Cristóbal de las Casas.

delszentrum der in den umliegenden Bergdörfern wohnenden Indios gilt die 100 000-Einwohner-Stadt als „Indio-Hauptstadt“ Mexikos. Wir ziehen jedoch das städtische Leben und Treiben den Dörfern vor. Überall, an den Straßenecken und in den Eingängen der Geschäfte, sitzen die strickenden und webenden Indigenas in ihren bunten Trachten. Alte verhuzelte Weiber von gedrungener Gestalt bieten Schals und Stoffe an. Die Männer stehen auf den Plätzen in Gruppen zusammen und beratschlagen die Weltlage. Indiofrauen rösten Mais oder halten einem kleine Körbe mit verschrumpelten Pfirsichen entgegen. Zerlumpte Kinder wollen einem die Schuhe putzen. Im Gegensatz zu den aufgeschlossenen Mexikanern zeigen die Indigenas, deren Armut ins Auge sticht, oft ein ausdrucksloses, gleichgültiges Gesicht, viele wirken mürrisch und abweisend. F. schafft es dennoch, ihnen ab und zu ein Lächeln zu entlocken. Eine junge Dicke tritt mir versehentlich auf den Fuß und hält sich vor Verlegenheit kichernd die Hand vor den Mund. Mir sind sie nicht wirklich sympathisch.

Durch die enge Hauptstraße, die sich anderthalb Kilometer lang schnurgerade durch das Ortszentrum zieht, quält sich ein unaufhörlicher Strom von Autos, der uns aber nicht weiter stört. Hier an der *Avenida de Insurgentes*, die im Norden der Stadt in die *Avenida Utrilla* übergeht, liegen die wichtigen städtischen Plätze. Hier befindet sich auch der hiesige *Zócalo*, wie in Mexico die zentralen Plätze genannt werden, die meist auch Zentren des städtischen Lebens sind. Wir bummeln durch die kleinen Seitenstraßen, die von der *Insurgentes* abzwei-

gen. Lastwagen bieten über Lautsprecher, untermalt von feurigen Melodien, mächtige Wasserflaschen feil. Von anderen Wagen, die Gasflaschen verkaufen, hängen hinten Ketten mit Metallringen herunter, die laut über den Boden scheppern und einen höllischen Lärm machen. An den ein- bis zweistöckigen, bunt getünchten Häusern, die die Farben der Indianertrachten zu reflektieren scheinen, führen schmale, aus unregelmäßig gemauerten Steinen



Straßenimbiss in San Cristóbal.

Caridad gruppiert, neben Kunsthandwerk und dem üblichen



Hühnerbräterei in San Cristóbal.

einen schönen Rundblick über die Stadt und die umliegenden Berge haben. San Cristóbal de las Casas liegt 2100 Meter über dem Meeresspiegel auf einem Hochplateau inmitten von Bergen. Durch die Hochlage ist es relativ kühl, zumal wenn es wie heute einen ständigen Wechsel von Wolken, aus denen immer wieder kleine Regengüsse brechen, und Sonne gibt. Ein starker Kontrast zur bisherigen, manchmal fast unerträglichen Hitze. Hier sind wieder Jacken und Pullover gefragt.

Vor unserer nachmittäglichen Siesta gönne ich mir einen Besuch beim Friseur. In Havanna, wo in der *Calle Obispo* ein paar ärmliche Straßenbarbiere in dämmerigen Hauseingängen ihr Handwerk ausübten, habe ich das leider verpasst und den Gaffern einen schönen Event vermässelt. Hier arbeitet mein Friseur der Ladenausstattung zufolge eher für die High Society. Für eine handwerklich allerdings exzellente, überaus sorgfältige Arbeit kassiert er immerhin 130 Pesos. Zum Abschluss reibt er mir noch reichlich Gel in die Haare, sodass diese mir noch einige Zeit kratzig steif zu Berge stehen. Die mexikanischen Männer lieben das, jeder Stadtpaziergang zeigt mir das. Ich versuche, mir das eklige Zeug so schnell wie möglich wieder aus den Haaren zu bürsten, was gar nicht so einfach ist.

zusammengesetzte Bürgersteige entlang. Die Häuser sind mit Ziegeln gedeckt statt mit ärmlichem Wellblech wie oft in Guatemala. Kunsthandwerk- und Schmuckläden, vor denen mit Schlagstöcken bewaffnete Wachmänner stehen, bieten Bernstein- und anderen Schmuck an. F. kauft sich eine schöne Halskette aus Türkisen. Der überladene Kitsch, den ich mit all meinen Mexikovorurteilen erwartet hatte, findet sich kaum.

Auf einem Indiomarkt an der *Avenida Utrilla*, der sich rings um die halb zerfallene *Iglesia de Caridad* gruppiert, neben Kunsthandwerk und dem üblichen Kleiderkram, der meistens aus Guatemala stammt, auch schöne Lederwaren. Einige Stände verkaufen Guerilleros aus Stoff, unter ihnen neben Helden der mexikanischen Indioaufstände auch Che Guevara. Nicht weit davon entfernt steht auf einem baumbestandenen kleinen Plateau die *Iglesia Santo Domingo*. Ihr Bau wurde 1550 von den Dominikanern begonnen. Boden und Seitenwände sind aus Holz und über und über mit Blattgold bemalt. Fenster gibt es nicht.

Aufstieg zur am westlichen Stadtrand gelegenen *Iglesia de Guadalupe*, von der aus wir

Diese Zeilen schreibe ich, im Innenhof unseres Hotels an einem schmiedeeisernen weißen Tisch sitzend, während neben mir leise der Brunnen plätschert. Ein paar Minuten noch, dann brechen wir zum Abendessen auf. Wir haben beschlossen, zwei Tage in dieser lebhaften Kleinstadt zu bleiben. Dafür wollen wir auf den ursprünglich geplanten Abstecher nach Veracruz verzichten. Durch den Gewalttritt von Flores nach San Cristóbal haben wir zwar die



San Cristóbal. In einer Seitenstraße der Insurgentes.

beiden Tage, die wir durch den verspäteten Abflug von Kuba verloren hatten, wieder aufgeholt, doch wir wollen mehr Zeit für Oaxaca und Mexico City haben und nicht nur durchs Land hetzen.

Jedes Restaurant hat hier seine eigenen, oft sehr aromatischen Schärfmittel – Flaschen oder Schälchen mit

*salsa picante*: rote oder grüne Chilisoßen, eingelegte Peperonis o.ä. Ich esse heute ein leckeres Pfannengericht mit Champignons, Paprika, Zwiebeln, Tomaten und klein geschnittenem Rindfleisch. Dazu werden in einem mit einem Tuch bedeckten Korb lauwarmer Tortillas gereicht. Die belegt man mit seinem Essen, rollt sie zusammen und führt sie mit der Hand zum Mund. Ohne Füllung schmecken sie nach nichts. F. probiert zum ersten Mal in ihrem Leben eine *Bloody Mary*.

Tag und Nacht dumpfe, laute Schläge über der Stadt, manchmal klingen sie wie Gewehrsalven, manchmal wie Feuerwerkskörper. Seltsam fremd und bedrohlich. Wir haben keine Idee, was das sein könnte und wissen auch nicht, wen wir fragen könnten.

### Mittwoch, 17. August / San Cristóbal de las Casas.

Hinter der Kirche, um die sich die Stände der Indios drängeln, der riesige städtische Markt, einer der berühmtesten des Landes. Vor dem Eingang betteln Krüppel, denen Hände oder Füße fehlen, um ein paar Pesos. Kern des Markts ist die Markthalle, doch die von Planen überdachten Marktstände erstrecken sich weit über die Halle hinaus. Innen viele Fischstände. Trockenfisch, sicher ein Arme-Leute-Essen, gibt es viel, aber wir sehen auch viele Meeresfrüchte. An den Fleischständen lauern Hunde auf Abfälle. Draußen ein endloses Gewirr von Reihen. Indigenas tragen zappelndes Geflügel durch die engen Gänge, eine Frau schiebt auf einem Bett einen verkrüppelten Mann vor sich her. Die Marktstände in den Reihen sind nach dem sortiert, was verkauft wird. Obst und Gemüse werden sorgfältig zu bunten Pyramiden aufeinander geschichtet, und mancher Stand ist ein einziger großer, grüner Berg von Kräutern. Neben Lebensmitteln sind auch Haushaltswaren und andere Artikel für den täglichen Bedarf zu finden.

Heute steigen wir auf der anderen Stadtseite im Osten zu einer Kirche hoch. Auch von hier ein schöner Rundblick.

Abends wieder *Paris-Mexiko*, ein gemütliches kleines Restaurant mit schönen dunklen Holzmöbeln, die Wände sind mit historischen Fotos geschmückt. Gestern haben wir uns hier nach dem Abendessen je 3 *Tequila Sunrise* einverleibt – was uns eine unruhige Nacht be-

schert hat. F. isst ein Fischfilet, das eine dicke Gemüsesoße bedeckt, was ihr nicht gefällt. Ich verpeise ein leckeres Stück Huhn in einer dunklen Mole. Meine Standardbestellung: „una más cerveza“. Merke ich mir für Madrid!

Heute ein bisschen zu viel Regen und Kälte. Wir haben zeitweilig gefroren wie die Schneider. F. schläft mit Socken.

#### Donnerstag, 18. August / San Cristóbal de las Casas-Oaxaca.

Der letzte große Reisetag dieses Urlaubs. Wir sind froh, aus unserem muffigen, klammen Quartier herauszukommen. Jetzt verstehen wir, warum der Reiseführer vor den Zimmern im Erdgeschoss gewarnt hat. Von morgens 8.30 Uhr bis spätabends um 22.30 Uhr sind wir nach Oaxaca, unserer nächsten Station, unterwegs. Eine zweistündige Fahrt durch ein



Indigenas mit ihren Waren.

Schwindel erregend hohes Gebirge führt uns zunächst nach Tuxtla Gutiérrez. Trotz der atemberaubenden Ausblicke bin ich froh, nicht an der Steilseite sitzen zu müssen. Im engen, quirligen Busbahnhof von Tuxtla, wo niemand mehr Englisch spricht, steigen wir um in Richtung Oaxaca. Erneut ein moderner, superbequemer Bus mit Air Condition. Wir sehen keine Touristen mehr, die meisten befahren die lange Strecke mit den durchge-

henden Abendbussen, die um 17 und 22 Uhr von San Cristóbal abfahren. Wir hatten keine Lust, so spät zu fahren, zumal es nachts gelegentlich zu Überfällen auf Busse gekommen ist.

Den größten Teil der Strecke fahren wir durch traumhaft schöne Berglandschaften. Ab und zu taucht der Bus wieder in eine Ebene ein, doch bleiben die Berge im Hintergrund sichtbar. Fast nach jedem Ort gibt es eine Polizei- oder Militärkontrolle, bei der ein Offizier durch den Bus patrouilliert. Einmal werden auch wir aufgefordert, unsere Pässe vorzuzeigen. Ich habe meinen leichtsinnigerweise im Koffer gelassen, der tief im Businnern verstaut ist, aber die Beamtin begnügt sich mit dem Pass von F.

Den ganzen Tag lang scheint die Sonne. Wenn wir für eine Pause mal den Bus verlassen, erschrecken wir beinahe, wie heiß es ist. Das hatten wir in San Cristóbal schon fast vergessen. Der Bus kühlt uns dann aber wieder richtig durch. Gott sei Dank quält einen der Busfahrer nicht mit lärmenden Gewaltfilmen.

Sonnenuntergang in den Bergen, langsam wird es dunkel. Mir wird etwas mulmig zumute, als an einer weiteren Kontrollstation ein Mann mit einer Pistole im Gürtel den Bus betritt. Erst an dem Schriftzug auf seinem weißen T-Shirt identifiziere ich ihn als Polizisten. Er winkt ein paar Einheimische zur Überprüfung aus dem Bus. Was er sucht – Waffen? Drogen? –, ist uns nicht klar.

Vor Oaxaca häufen sich die Agavenfelder. Ordentlich und gepflegt stehen die stacheligen Pflanzen in Reih und Glied. Die Region ist ein Zentrum des Mezcal- und Tequilaanbaus.

Als wir spätabends in Oaxaca ankommen, landen wir erst in einer abgelegenen Gegend nahe beim Busbahnhof. Ein Taxifahrer hatte unsere Straßenangabe falsch verstanden und uns einen irreführenden Fußweg vorgeschlagen. Nach einigen Umwegen finden wir dann aber im

Hotel unserer Wahl glücklich doch noch ein letztes freies Zimmer, das allerdings entgegen den Angaben im Reiseführer recht teuer ist (500 Pesos). Auch hier ein schöner Innenhof.

Am nahegelegenen, immer noch belebten *Zócalo* haben die Restaurants um Mitternacht noch geöffnet. So können wir schon mal die landesweit bekannte einheimische Spezialität



Oaxaca. Auf dem Zócalo.

der *Moles* probieren. *Moles* sind dicke, aromatisch würzige, oft etwas süßliche Soßen mit Schokolade, auf die hier meist noch Bröckchen weißen Frischkäses – ebenfalls eine lokale Spezialität – gebröselt werden. Als Königin der *Moles* gilt die schwarze, sämige *Mole negro*. Im Gegensatz zu

Guatemala, wo sie offenbar unüblich sind und dementsprechend ungenießbar waren, kann man hier auch wieder Cocktails trinken. Selbst um diese Zeit spielen noch Musikgruppen auf, sogar recht große Kapellen mit Bläsern, die von Tisch zu Tisch gehen. Aber wie überall in Mexiko ziehen sie ohne jeden Anflug einer bösen Miene geduldig weiter, wenn man ihnen bedeutet, dass man ungestört bleiben will.

### Freitag, 19. August / Oaxaca.

Morgens wecken uns, wie befürchtet, lärmende Leute vor der Tür. Unser Zimmer liegt ungünstig im Obergeschoss mit den Fenstern zum Innenhof direkt am Ausgang, neben dem sich eine kleine Sitzgruppe befindet.

In der Stadt angenehm frühlingshafte Temperaturen, wir spüren die niedrigere Lage. Oaxaca liegt nur noch 1500 Meter über dem Meeresspiegel.

Beim morgendlichen Spaziergang durch die Stadt zerbricht mir die Brille. Weil sie so eng an den Wimpern sitzt und dadurch Fettflecke bekommt, habe ich sie wohl zu oft geputzt. Gott sei Dank habe ich eine Ersatzbrille dabei.

Die Stadt, die 300 000 Einwohner zählt, strahlt eine angenehm entspannte, gelassene Atmosphäre aus. Mit ihren breiten, geraden Straßen, an deren Ende man die Berge sieht, ist sie weitläufiger und großzügiger angelegt als das enge, quirlige San Cristóbal, durch das sich Tag und Nacht die Autos quälen. Nicht zuletzt an der höheren Bebauung spürt man, dass dies keine Kleinstadt mehr ist. Das spanische Erbe lebt noch in den vielen alten Kolonialbauten und Palästen, die der Stadt ein vornehmes, großbürgerliches Gepräge verleihen, hier weht der Geist einer alten Kultur. Auch Indios gibt es viel weniger als in San Cristóbal. Das Stadtbild wird beherrscht vom *Zócalo* mit Kathedrale und Gouverneurspalast und dem Kloster *Santo Domingo* am Ausgang der den Fußgängern vorbehaltenen *Bustamente*. Wie die Kathedrale wurde es im 16. Jahrhundert von den Spaniern gebaut. Auf dem riesigen *Zócalo*, dessen Mitte ein Musikpavillon einnimmt, herrscht unter den Arkaden und auf den Bänken vor den gepflegten Blumenbeeten ein reger Betrieb. Männer sind in Gespräche vertieft, alte Leute ruhen sich auf den Mauerchen aus, gut gekleidete Herren lassen sich Zeitung lesend

von Schuhputzern die Schuhe wienern, bevor sie ins Büro eilen. Allerdings stinkt der Platz erbärmlich, offensichtlich werden die Blumenbeete mit *Guano* gedüngt.

Morgens ein großes Polizeiaufgebot in der Stadt. Als wir gestern ankamen, war die Innenstadt bereits für den Autoverkehr gesperrt. Jetzt spielt im Musikpavillon eine Militärkapelle auf. Eine Delegation sich wichtig gebender Herren in gedeckten Anzügen schreitet über den



Blick über den Monte Albán.



Straßenverkäuferin in Oaxaca.

Platz, es sind, wie wir später lesen können, die politischen Spitzen der mexikanischen Provinzen. Ein Tross specknackiger, aufgeregt telefonierender Geheimdienstler eilt ihnen nach, Journalisten scharwenzeln um sie herum und machen sich eifrig Notizen – ein Anblick wie aus dem Bilderbuch.

Ich lasse mir auf dem *Zócalo* die Schuhe putzen, eine Prozedur von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Man sitzt auf einer Art Thron, bekommt eine Zeitung in die Hand gedrückt (die ich leider nicht lesen kann), und dann läuft ein handwerkliches Ritual ab, das nicht weniger als 15 Minuten in Anspruch nimmt. Das heißt: Schuhe säubern, mit einem Pinselchen schwarze Creme auf das Leder auftragen, wienern, erneut schwarze Farbe auftragen, noch mal wienern und noch mal Creme, und das alles mit einer Sorgfalt, die glauben machen könnte, hier ginge es um eine hoch bezahlte Spezialistenkunst. Nicht mehr als 15 Pesos kostet mich der Spaß. Meine Schuhe waren noch nie so sauber und ich genieße die wohlwollenden Blicke der Passanten. Während es in San Cristóbal zumeist bettelarme Kinder sind, die sich den Touristen anbieten, arbeiten die Schuhputzer in Oaxaca, die hier auf dem *Zócalo* zu Dutzenden ihr Handwerk ausüben, für die Einheimischen, und ihrer Kleidung nach gehören sie durchaus nicht zu den ganz Armen. Am Ende ist mein Schuhputzer

sichtlich stolz auf sein Werk. Als F. es auch noch mit einem *nuevo!* bestätigt, strahlt er übers ganze Gesicht.

Am Nachmittag schlendern wir durch die beiden städtischen Markthallen, die direkt hintereinander liegen. Die eine besteht fast ausschließlich aus einfachen Essständen, die aber nichts bieten, was uns reizen könnte, in der anderen findet man den ganzen Krempel des täglichen Bedarfs. Ich suche eine Ledertasche, kann mich aber nicht entscheiden. F. ist irritiert, weil die Händler die Taschen mit einer dunklen Tinktur einreiben, um sie schwarz zu färben.

In einem kleinen Imbiss nehmen wir zwei superleckere gefüllte Tortillas zu uns. Die zahnlockige Wirtin mit ihrer kleinen Tochter freut sich riesig, dass uns ihr billiges Mahl so gut schmeckt.

Die gedrungene *Basilica de Nuestra Señora de la Soledad*, an einem Hang gelegen. Für das einfache Volk ist sie die wichtigste Kirche im Ort. Davon zeugen zahlreiche Essbuden und Stände mit katholischem Devotionalienkitsch – Marienbilder, Engelsfiguren etc. – auf dem Vorplatz.

Abends in ein einfaches Restaurant abseits vom Zentrum. Die Fleischscheiben, das haben wir schon in der Markthalle gesehen, schneiden sie hier so dünn, dass sie beim Braten nur trocken werden können. Statt *Pork Chop* hätte ich besser gefüllte Tortillas bestellt.

Dann schlendern wir noch mal zum *Zócalo*. Die Restaurants und Bars am Platz sind brechend voll. Hier trifft man sich. Wir sitzen mit unseren Cocktails ein wenig abseits in einer kleinen Nische am offenen Fenster, vor unserer Nase die voll besetzten Tische draußen unter den Arkaden. Es sind fast nur Einheimische oder mexikanische Touristen zu sehen. Ein Gast pult ungeniert mit Zahnstocher und Fingern in seinen Zähnen.

Als wir schlafen gehen wollen, stört uns eine lautstarke mexikanische Reisegruppe, die bis 1 Uhr nachts vor unserem Fenster lärmt. F. entwickelt einen neuen Schlachtruf: *Silencio o Muerte!* Am Morgen wecken sie uns erneut zu früher Stunde.

### Samstag, 20. August / Oaxaca (Ausflug zum Monte Albán).

Heute steht ein Ausflug zu einem der bedeutendsten Kulturdenkmäler Mexikos auf unserem Programm. Von einem Hotel aus, das die Tour organisiert, bringt uns ein Bus über eine kurvenreiche, steile Strecke zum Ruinenkomplex des *Monte Albán* („Alban Berg“, scherzt F.), der 400 Meter oberhalb von Oaxaca auf einem Hochplateau liegt. Von den Pyramiden am Nord- und Süden des Geländes, die man bequem besteigen kann, hat man traumhafte Ausblicke über das Tal von Oaxaca, über dem heute schwere Regenwolken hängen. Vom *Monte Albán* aus beherrschten die Zapoteken auf dem Höhepunkt ihrer Macht das ganze südwestliche Mexiko. Zwischen 250 und 750 n. Chr. lebten hier auf einer Fläche von 20 Quadratkilometern mehr als 25 000 Menschen, bis die Zapoteken, die ihrerseits die Olmeken verdrängt hatten, um 750 ihre Macht an die Mixteken abgeben mussten. Das beeindruckende Gelände wird beherrscht von der *Gran Plaza*, einem 300x150 m großen Platz, um den sich mehr als 20 Gebäude gruppieren: Wohngebäude, Tempel, Pyramiden, Altäre, eine Ballspielanlage, die auch kultischen Zwecken diente, sowie diverse Grabkammern. Den *Observatorio* benutzten die Zapoteken vermutlich, um astronomische Berechnungen ihres Kalenders anzustellen. Im berühmtesten Grab *Monte Albáns*, der Nr. 7, wurden 1932 über 500 Kunst- und Goldgegenstände von unschätzbarem Wert gefunden. Eine Galerie von Steintafeln, die aber Replikate sind, zeigt *Danzantes*, Tänzer.

Welch ein Kontrast dann am Nachmittag in Oaxaca die *Iglesia Santo Domingo*. Hier hat die spanische Kirche ihre ganze Macht und Pracht aufgefahren. Kein Fleckchen an den Wänden, das nicht mit Bildern oder mit Blattgold verzierten Ornamenten geschmückt wäre. Angeblich ist dies die schönste Barockkirche Mexikos – aber welchen Pomp haben die Spanier hier entfaltet, um ihren Machtanspruch religiös zu ummanteln! Gleich neben der Kirche steht das dazugehörige Kloster mit einem wunderschönen Kreuzgang. Vom Obergeschoss überblickt man einen idyllischen Hofgarten mit kleinen Teichen, Agavenbeeten und Kakteen. Im Klostergebäude, das heute das regionale *Museo de las Culturas de Oaxaca* beherbergt, überleben heute paradoxerweise die Überreste der von den Spaniern eliminierten Kulturen. Unter den Grabbeigaben, die in *Monte Albán* gefunden wurden, beeindruckten mich besonders die Graburnen, die die Gestalt von Fabelwesen aufweisen. Ein Totenkopf ist ganz mit einem türkisfarbenen Mosaik überzogen. F. erkennt an einem der Exponate das Muster der türkisfarbenen Halskette wieder, die sie in San Cristóbal gekauft hat.



Steintafel auf dem Monte Albán.

In dem nahe gelegenen, alternativ angehauchten *Café Gecko* nehme ich eine Schokolade zu mir, auch eine Spezialität des Landes, die mir aber zu süß ist. Der Besitzer verbirgt in einem großen Holzschrank eine ansehnliche Schallplattensammlung mit Popmusik. Ein Althippie mit Bart und zotteligem, langem Haar fragt nach einer Scheibe von Led Zeppelin.



Gegen Abend wird es empfindlich kalt. Regen. In einer Parallelstraße zur *Bustamente* finden wir ein schönes Restaurant. Wir sitzen im Obergeschoss am offenen Fenster. Zum Essen spielt uns ein bärtiger Student auf einem Cello traurige Bachsuiten vor. Ich genieße eine leckere Vorsuppe aus schwarzer *Mole* mit Avocados, Tortillastreifen und Chilis. Als Hauptgericht folgt eine dünn mit schwarzer *Mole* überzogene, gefüllte Chilischote, die wunderbar mit der Soße aus Zwiebeln, Tomaten und Chilis harmoniert. Statt des obligatorischen Kaffees probiere ich zum Abschluss einen *Mezcal Reposada*, einen Agavenschnaps, der zwischen drei Monaten und einem Jahr reifen muss. Er wird hier mit Chilipulver anstelle von Salz gereicht.



Die Iglesia Santo Domingo, links daneben das Museo de las Culturas.

Als wir nach Hause gehen, begegnen wir einer seltsamen Prozession, die von Fackeln und einer suggestiven, monotonen Musik begleitet durch die nächtliche Fußgängerzone zieht. Es ist eine nach traditionellem Brauch gefeierte Prominentenhochzeit. In einer Seitenstraße zur Iglesia Santo Domingo war uns zuvor schon eine ungewöhnlich große Zahl von Indigenas aufgefallen, alle einheitlich in einen dunkelroten Umhang gekleidet. Vielleicht haben sie, während

wir aßen, an der kirchlichen Zeremonie teilgenommen. Natürlich folgen wir dem Aufzug. Vorneweg zieht ein großer Ballon, der die Namen des Paares trägt: Carlos und Graziella. Dahinter zwei überlebensgroße, kostümierte und maskierte Figuren, die Mann und Frau symbolisieren. Das Brautpaar – er, offensichtlich der Prominente, mit gegeltem, streng zurückgekämmtem Haar, sie natürlich ganz in Weiß – wird begleitet von 5 Mädchen in volkstümlichen Trachten, die große Blumenkörbe auf dem Kopf balancieren. Hinter dieser Gruppe folgen das Orchester und die Hochzeitsgesellschaft. Die Gäste tragen Anzug oder lange Abendkleider, sie halten bunte Fackeln in der Hand, die nach oben geöffnete Blüten darstellen. Die hatten wir zuvor schon in der Stadt gesehen, wo sie überall verkauft wurden. Viele Passanten und Gaffer applaudieren, es ist eine wunderbar ausgelassene Stimmung. Auf dem *Zócalo* löst sich die Prozession schließlich auf. Ein paar *Arriba Carlos*-Rufe erschallen noch, dann verschwinden die Menschen nach und nach in einem Restaurant – für eine Nacht sicherlich, die so schnell nicht enden wird. Auch für uns bedeutet sie den Abschied von dieser schönen Stadt.

Sonntag, 21. August / Oaxaca-Mexico City.



Mit dem Bus unterwegs in Mexiko.



Hochzeit in Oaxaca.

Nach 6 Stunden Busfahrt ohne Zwischenstopp erreichen wir Mexico City. Unterwegs wieder wun-

derbare Aussichten auf karge, verkarstete Berglandschaften, aus der grau-weiße Felsen schimmern. Meterhohe, gertenschlanke Kaktusbäume, wie Obelisk aufgerichtet, säumen den Weg. Als wir in die Stadt einfahren, dämmt es bereits. Wir passieren hässliche Wohnsiedlungen, die gedrungene Häuser sind aus rohem, unverputztem Beton. Am Straßenrand viel Autoschrott. Hochhäuser sehen wir nicht. Im zentralen Busbahnhof TAPO, einem riesigen, kaum überschaubaren Komplex, drängeln sich die Menschenmassen. Um in die Stadt zu gelangen, gibt es ähnlich wie inzwischen in Bangkok ein sicheres System mit Taxigut-scheinen.

Im *Centro Histórico*, wo wir unser Quartier nehmen wollen, landen wir in dem wunderbar soliden, gepflegten *Hotel Catedral*, das erstaunlicherweise trotz seiner zentralen Lage nur 518 Pesos kostet. Von unserem Zimmer im 6. Stock blicken wir über eine Bauruine auf die Kathedrale und den Regierungspalast am *Zócalo*.

Erster kleiner Rundgang durch das Viertel. Es ist relativ kühl, der Himmel ist bedeckt, auch Mexico City liegt mehr als 2000 Meter über dem Meeresspiegel. Leichtsinngerweise biegen wir in eine belebte Straße ein und landen auf einem schier endlosen Straßenmarkt fürs Volk. Es ist kaum ein Durchkommen, ein Stand reiht sich an den anderen, doch überall sehen wir nur billigen Tand. Erst nach einer Weile gelingt es uns auszubrechen.

Auch am *Zócalo*, einem der größten Plätze der Welt und das politische Herz Mexikos, viel Betrieb. Gerade ist das Konzert einer Sängerin zu Ende gegangen, die Leute drängen nach Hause. Von dem großen Podest, das auf dem Platz aufgebaut wurde, winkt die füllige Künstlerin den Leuten zum Abschied noch einmal zu. Die großen Gebäude, die den *Zócalo* umgrenzen, sind mit überdimensionalen Nationalflaggen geschmückt. Vor der Kathedrale ein Leierkastenmann. Sein Instrument trägt die Aufschrift „Schönhäuser Allee“, irgendwie hat es aus der großen Zeit der Berliner Leierkästen hierher gefunden. Fliegende Händler haben auf dem Boden oder auf wackligen Tischchen ihre Waren ausgebreitet. Ab und zu ertönt ein Warnpfeif, dann raffen alle in Windeseile ihre Sachen zusammen und stieben in alle Himmelsrichtungen davon. Offensichtlich ist ihr Tun illegal.

Montag, 22. August / Mexico City.

Heute ist mein 52. Geburtstag. Der Tag beginnt, wo der alte aufgehört hat, nämlich auf dem *Zócalo*, der jetzt wieder nur für die Fußgänger da ist. Auf der riesigen, leeren Fläche wirken die Menschen wie verloren. Die architektonische Gewalt, die der Platz ausstrahlt, wird durch nichts gebrochen, durch keine Bänke, durch kein Grün. Nur ein Fahnenmast steht in der Mitte, auf dem die mexikanische Flagge weht. Staat und Kirche haben ihre Herrschaftstempel direkt nebeneinander platziert. Die Nordseite des Platzes wird von der mächtigen *Catedral Metropolitana* beherrscht, einem gigantischen Kirchengebäude, dessen düstere Monumentalität von dem grauen Wetter noch unterstrichen wird. Vom 16.-19. Jahrhundert in einem hässlichen Stilmix gebaut, ist die Kathedrale, in der zwei riesige Orgeln beeindruckend, die größte Kirche des lateinamerikanischen Kontinents. Ihre Glocke wird freilich noch per Hand



Blick vom Torre Latinoamericana. Im Vordergrund der Zócalo mit Kathedrale und Regierungspalast.

bedient. Mit dem Sinn für Symbolik, den der Katholizismus an den Tag legen kann, wurde die Kirche auf den Überresten eines aztekischen Tempels errichtet. Doch die Vergangenheit rächt sich, der mächtige Bau versinkt nämlich allmählich im weichen Untergrund. Vom *Zócalo* aus ist die Schiefelage gut zu sehen. In der Kirche selbst wird sie durch ein Lot angezeigt. In einer aufwendigen Aktion musste der Bau durch Betoninjektionen in den Untergrund gerettet werden. Die Seitenschiffe sind durch stählerne Spannseile miteinander verbunden.

Im rechten Winkel zur Kathedrale steht der *Palacio Nacional*, der Regierungspalast, dessen 200 Meter breite Front die gesamte Ostseite des Platzes einnimmt. Bevor die Spanier kamen, stand hier der Palast des Aztekenherrschers Montezuma. Auf seinen Trümmern errichtete Hernán Cortés, der Eroberer des Aztekenlandes, einen Neubau, der seit 1562 den spanischen Vizekönigen als Regierungssitz diente. Heute regiert hier der mexikanische Präsident. Wie um der Macht des Palasts, einem der ältesten Regierungssitze der Welt, zu trotzen, findet an der hinteren Seite des Platzes eine kleine Demonstration statt. Man hat ein Zelt aufgebaut, auf einer Bühne redet jemand zu einer kleinen Ansammlung von Menschen. Es geht um die *Revolución Blanco*, was immer das bedeuten mag. Wenige Meter entfernt zelebriert ein kostümierter Indio vor ein paar Zuschauern einen Beschwörungstanz.

Das *Centro Histórico*, durch das wir anschließend flanieren, ist von einer geradezu stupenden großstädtischen Normalität. Von dem berühmten Mexico City, das mit seinen geschätzten 20 Millionen Einwohnern kurz vor dem Kollaps steht, von diesem Albtraum aus Slums, Abgasen und Kriminalität, dessen Bilder wohl jeder im Kopf hat, der in diese Stadt



*Centro Histórico*. In der Straße der Devotionalien.

fährt, ist hier nichts zu spüren. Einkaufsstrassen, durch die die Leute bummeln, ein paar beschauliche Fußgängerzonen, Stadtpaläste, die im Gegensatz zum sonst vorherrschenden Putz meist aus rotem Backstein gebaut sind, historische Cafés und Restaurants, auch der Verkehr hält sich in Grenzen. Selbst vom berühmten Smog spüren wir wenig. Die Läden

sortieren sich straßenweise. In der einen Straße findet man Sanitärartikel, in der nächsten häufen sich die Schuhgeschäfte, in der dritten die Buchhandlungen und so fort. Und überall viel Religiöses. Neben unserem Hotel befindet sich eine ganze Passage mit Geschäften, die alle möglichen Devotionalien anbieten, selbst normale Straßenkioske führen viele religiöse Artikel. In einem Lederwarengeschäft schenke ich mir zum Geburtstag eine rindslederne Aktentasche, die aus Kolumbien stammt.

Touristen gibt es im *Centro Histórico* so gut wie nicht, allenfalls wird mal eine Gruppe über den *Zócalo* zur Kathedrale geführt. Die meisten halten sich wohl eher im noblen neuen Geschäftsviertel *Zona Rosa* auf – oder sie meiden die so übel beleumundete Stadt ganz und gar. Ich bin fast enttäuscht von so viel Normalität. Nicht einmal hier in der Hauptstadt sehen wir auffällig schick gekleidete Menschen. Die Männer mit ihren schwarzen Tollen gefallen sich wie überall in Mexiko mit gegeltem, zurückgekämmttem Haar (so wie es auch mein Friseur in San Cristóbal gemacht hat). Die Frauen sind unauffällig, von kleiner, gedrungener Statur, von den legendären schönen Mexikanerinnen ist wenig zu sehen.

Erst, als wir den *Torre Latinoamericana* hochfahren, das 1950 erbaute Wahrzeichen der Stadt, das sich 178 Meter hoch über die Häuser reckt, ahnen wir etwas von dem viel beschriebenen Moloch Mexico City. Wir fahren 37 Etagen hoch, müssen dann für weitere zwei Etagen den Fahrstuhl wechseln und noch eine letzte Treppe hoch laufen. Von der zugigen Plattform oben erstreckt sich ein traumhafter Ausblick über die Stadt. Von Smog ist aber auch hier wenig zu spüren, der Blick ist frei. In allen Himmelsrichtungen ein endloses graues Häusermeer. Die Nord-Süd-Achse der Stadt, die *Avenida de Insurgentes*, durchzieht Mexico City über sage und schreibe 50 Kilometer. Von hier aus reicht die Stadt aber nicht einmal so weit, dass man weit entfernt am Horizont nicht noch die Berge erkennen könnte, die Mexico City von allen Seiten begrenzen. Auch von oben sehen wir nur wenige Hochhäuser, kein Vergleich etwa mit dem apokalyptischen Bild Bangkoks, wenn man sich über die *tollways* in die Stadt schlägt.

Im *Palacio de Correos*, der riesigen Hauptpost, deren Inneres ganz im Jugendstil ausgestaltet ist, kauft F. sich Briefmarken für ihre Ansichtskarten. Am *Plaza Santo Domingo* zahlreiche Stände mit Lohnschreibern. In winzigen Holzverschlängen sitzen sie mit ihren uralten Schreibmaschinen, füllen Formulare aus, kümmern sich um Behördenkram und schreiben

auch schon mal Liebesbriefe. Vor einem Regenschauer flüchten wir in die düstere Kirche an der Spitze des Platzes.

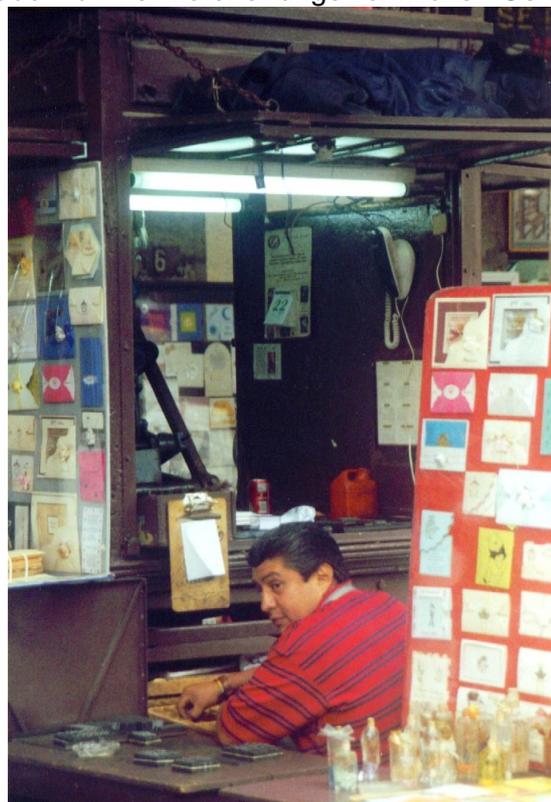
Im 7. Stock unseres Hotels eine freundliche kleine Terrasse mit schönem Rundblick. Wir tanken ein wenig Sonne, von der wir in den letzten Tagen, ganz im Gegensatz zu Kuba und zur karibischen Küste, viel zu wenig hatten.

Abends zum zweiten Mal in die etwas verstaubte, ehrwürdige *Hosteria Santo Domingo*. Ein alter Oberkellner in weißer Kellnerschürze geleitet uns zum Tisch. Ohne eine Miene zu verziehen, wartet er in 3 Meter Abstand geduldig ab, bis wir unsere Wahl getroffen haben, was bei der nur in Spanisch geschriebenen Karte mit auch für Mexiko eher ungewöhnlichen Gerichten gar nicht so einfach ist. Mit der Andeutung eines Lächelns, in dem ein leichtes Fältchen Ironie liegt, nimmt er unsere Bestellung entgegen.

Am ersten Abend aß ich hier eine wunderbare Gemüsesuppe, in der ein ganzes Hühnerbein prangte. Als Hauptgericht folgte eine Spezialität des Landes: *Chiles en nogada* – mit Walnuss gefüllte Paprika, die eine dünne *Mole negro* überzieht. Das Ganze von einer weißen, wie üblich leicht süßlichen, schweren Soße umgeben, auf die als hübscher Kontrast zur Farbe der Soße rote Granatapfelkerne gestreut waren. Interessant, aber nicht meine Geschmacksrichtung. In dem Restaurant werden übrigens auch *gusanos* angeboten, die Agavenwürmer, die normalerweise eine bestimmte Mezcalart zieren. Aber ich traue mich nicht.

Eine ergraute Sängerin begleitet uns mit ihrem Gesang beim Essen. Mit rauer Stimme singt sie zur Klavierbegleitung eines missgelaunten Mexikaners melancholische kubanische Lieder. In Mexiko und besonders hier in der Hauptstadt ist übrigens Che Guevara noch sehr präsent. An Kiosken, auf T-Shirts, auch hier im Restaurant, überall sieht man Bilder des kubanischen Revolutionärs.

Auf dem Rückweg zum Hotel schlendern wir noch mal über den *Zócalo*. Schöne Nachtstimmung, die Gebäude rundherum sind beleuchtet. F. hat mir zum Geburtstag eine Einladung zum Russisch Lernen geschenkt. Mal sehen, ob ich das noch schaffe.



Lohnschreiber an der Plaza Santo Domingo.

### Dienstag, 23. August / Mexico City (Ausflug nach Teotihuacán).

Am Tag vor unserer Abreise noch ein letzter Höhepunkt: unser Ausflug zu der alten Aztekenstadt Teotihuacán, die 50 km nördlich von Mexico City liegt. Damit hat sich auf dieser Reise ein Kreis geschlossen, der mit den Mayastätten in Tulum und Tikal begann, über die Zapotekenstadt in Monte Albán führte und jetzt mit dem wichtigsten Ort der Aztekenkultur ihren Abschluss findet. Wir fahren für 2 Pesos mit der quirligen, aber gut funktionierenden und sehr übersichtlichen Metro (die drittlängste der Welt!) zum Busbahnhof Nord, dreimal müssen wir umsteigen. Von dort bringt uns ein Bus für 25 Pesos pro Person zu unserem Ziel. Während der Fahrt unterhält uns ein Sänger, der zur Gitarre mit einer wunderbar ausdrucksstarken Stimme melancholische Weisen singt.

Die beeindruckende Anlage von Teotihuacán, welche die Azteken um 1250 n. Chr. von einer älteren Kultur übernommen haben, wird geprägt von der 2 km langen *Calzada de los Muertos*, der Straße der Toten, die das Gelände längs durchzieht. An ihr liegen die beiden beherrschenden Pyramiden, die 70 Meter hohe Sonnenpyramide und die das Gelände abschließende Mondpyramide mit 45 Metern, die an der *Plaza de la Luna* liegt. Seitlich der Straße liegen zum Teil auch unterirdisch erschlossene Ruinen von Wohnhäusern, Ballspielplätzen und Palästen. Unterwegs sprechen uns viele Händler an, die billige Kopien des Quetzalvogels und des Quetzalcoátl anbieten.

Im *Palacio de Quetzalpapaloti* an der Westseite der *Plaza de la Luna* ein wunderschöner Innenhof mit einem schönen, rötlich bemalten Fassadenband. Während wir uns die Reliefdarstellungen des Quetzalvogels an den quadratischen Pfeilern ansehen – einige haben Augen aus Obsidian –, zwitschert auf dem Sims über uns ein Vogel dem Schmetterlingsvo-



Teotihuacán. Die Straße der Toten, im Hintergrund die Mondpyramide.

gel zu Ehren eine wunderbar klangvolle Melodie.

Der anhaltende Regen vergällt uns den Aufstieg zur Mondpyramide. Den ganzen Tag über herrschte heute ein fürchterliches Wetter. Der Himmel ist grau und düster, und immer wieder kommen heftige Schauer nieder. Mit den fliegenden Händlern, die geschäftstüchtig gleich Regencapes zur Hand haben, stellen wir uns im Vorraum des Palasts unter. Ein Indio zeigt den wartenden Touristen, wie seine Vorfahren aus Kaktusblättern Farbe gewonnen haben. Dazu ritzt er die Blätter an und trägt mit einem weißen Tuch den austretenden tiefroten Saft auf ein Blatt Papier auf. Die Überreste der mit dieser Farbe hergestellten Wandmalereien sind in Teotihuacán heute noch zu bestaunen. Auf dem Rückweg zur Bushaltestelle erwischt uns erneut ein Regenschauer. Reichlich durchnässt kehren wir in die Hauptstadt zurück.

Abends in das bis auf den letzten Platz gefüllte *Café de Tacuba*, das mit einem reichen Angebot von Süßspeisen aufwartet. Die Mexikaner lieben es auszugehen, wir sehen ganze



Traditionsrestaurant im Centro Histórico.

Familien an den großen Holztischen sitzen und palavern. Die hohen Räume oder besser Säle des Traditionsrestaurants sind durch Rundbögen getrennt und bis zur Decke mit Ölbildern und floralen Ornamenten geschmückt. Unten ziert die Wände ein 1½ m breites Band blauer Kacheln. Auf einmal fängt ein Gast an, eine Opernarie zu schmettern. Zwei gelangweilte junge Japanerinnen an seinem Nebentisch tauen langsam auf. Ich esse gefüllte *Enchilladas*, die in einer sahnigen grünen Kräutersoße schwimmen, die an *Guacamole* erinnert – eine Art mexikanische Lasagne, nur die Soße und die Füllung sind anders.

Eine vierköpfige Musikerguppe unterhält die Gäste mit einer exzellenten, flotten Musik. Der Sänger, mit dunkler Sonnenbrille, ist blind, wie nach Luft schnappend reckt er sein Fischmaul in die Höhe. Es gibt hier kein Restaurant, in dem nicht irgendwann eine Band auftaucht. Durch alle Restaurants der Stadt ziehen Musikgruppen, die den Gästen aufspielen – oft mit Bläsern, und dann gewinnt ihre Musik schnell einen Jahrmarktähnlichen Charakter. Mexiko ist ähnlich stark von Musik geprägt wie Kuba, die Melodien sind je-

doch viel sentimentaler, oft sind es die reinsten Schnulzen, die in getragenem Ton geblasen, gestrichen oder gesungen werden. Die kubanische Musik mit ihrer Melancholie und ihren starken, eingängigen Rhythmen gefällt mir trotz solcher Ausnahmen wie heute erheblich besser.

Danach noch in die *Bar la Opera*, einem riesigen Saal mit großen Spiegeln und hohen Fenstern, die Wände zieren Holzverkleidungen mit geschnitzten Ornamenten. Auf roten Polstern sitzend, trinke ich einen *Mezcal Gusano*, der mir aber nicht besonders schmeckt. Wie fast jeden Abend auf dieser Reise gegen 22 Uhr ins Bett.

### Mittwoch, 24. August / Mexico City-Abflug.

Gemeinerweise ist heute, an unserem Abflugtag, wieder schönes Wetter. Ein letzter Bummel durch die Stadt und über den *Zócalo*. Wir sonnen uns eine Weile vor der Kathedrale. Wie schön, dass erst um 14 Uhr *Checkout-Time* ist – ein echter Service vom Hotel!

*Aeropuerto Internacional Benito Juárez*, der riesige Flughafen von Mexico City. Schon von unserem Hotelfenster haben wir hinter der Kathedrale ein Flugzeug nach dem anderen fast in Sekundenfolge niederkommen sehen. Der Flughafen verzeichnet um die 900 Flugbewegungen am Tag. Es ist ein modernes, helles, freundliches Gebäude, allerdings wird überall noch gebaut. Trotz der weitflächigen Anlage hat man kurze Wege, da die *Gates* den einzelnen Fluggesellschaften zugeordnet sind. In einem erstaunlich guten Restaurant „veressen“ wir unsere letzten Pesos.

Um 20.30 Uhr hebt unser Flieger ab. Wir haben einen angenehmen Zweiersitz auf der linken Seite. Der Flug führt mit einem kleinen Schlenker über die südliche und südöstliche Küste der USA. Von Weitem sehen wir die Silhouette von New Orleans, das wenige Wochen später von einem verheerenden Hurrikan verwüstet werden wird. Spät in der Nacht reißt mich F. aufgeregt aus dem Tiefschlaf. Unter uns liegt New York. Das gigantische Lichtermeer *Big Apples* ist in der sternklaren Nacht greifbar nah. F. ist hellauf begeistert, ich verschlafe ein wenig diesen letzten Höhepunkt unserer Reise.

Mittelamerika, Berlin, August 2005-Januar 2006



Nachts am *Zócalo*. Abschied von Mexiko.